

# Leben und Wirken von Dr. Laurenz Sonderegger

Autor(en): **Wartmann, T.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft**

Band (Jahr): **39 (1897-1898)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-834608>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

#### IV.

## Leben und Wirken von Dr. Laurenz Sonderegger.

Von

Dr. med. **Th. Wartmann.**

---

„Ich war seit langen Jahren ein Verehrer der Naturwissenschaft; denn sie führt die Pflugschar, welche den ganzen Boden unseres Kulturlebens umackert, und säet in aller Stille Körner, aus denen das geistige Brot für Generationen gemacht wird. Die Naturwissenschaften haben das Leben der Völker tiefer und nachhaltiger verändert und verbessert, als die grössten Staatsaktionen und die verheerendsten Kriege. Wenn es ein Stolz ist, unter der Fahne eines grossen und siegreichen Feldherrn zu marschieren, so ist es ein noch viel grösseres Glück, unter dem Panier der friedfertigen, schöpferischen und erziehenden Naturwissenschaften zu stehen!“

Mit diesen Worten zeichnete Dr. Sonderegger seine Stellung zu den Naturwissenschaften, als er unserer st. gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft die Ernennung zum Ehrenmitgliede verdankte, welche ihm bei Anlass seines 70. Geburtstages zu teil wurde. Wenige Monate später schon schmückten wir mit dem Lorbeer das frische Grab des hochverehrten Mannes, von dem wir gehofft, ihn noch manches Jahr den Unsrigen zu nennen. Am 20. Juni 1896 legte sich Sonderegger zur ewigen Ruhe nieder.

Es ist ein schöner Akt der Dankbarkeit, dass wissenschaftliche Vereinigungen das Bild ihrer treuesten Mitarbeiter und Vorkämpfer in ihren Schriften fixieren, gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern zum Beispiel und zur Nacheiferung. Unsere schnelllebende Welt vergisst gar leicht die Thaten ihrer Bürger; manche hehre Gestalt versinkt rasch wieder im wogenden Ocean der Zeiten, und des eilenden Lebens Wogen schlagen über ihr zusammen. Doch wenn ein langes Menschenleben vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit und wahres humanitäres Streben vereinigt hat, löscht der Erinnerung Fackel nicht so schnell aus; es giebt, wie Sonderegger in einem Nekrologe schreibt, immer noch Menschen, „die keines Bildes bedürfen, um allen in Erinnerung zu bleiben und keiner Charakterschilderung, um gekannt und geehrt zu sein.“

Ein solcher Mann war Dr. Sonderegger selbst, ein ausgezeichnete Arzt, unentwegter Vorkämpfer für Hygiene, ein feinführender Mensch, geistsprühender Redner und Schriftsteller, ein nie ermüdender Idealist. Es trifft auch für ihn zu, was er von einem Freunde schrieb: „Der Mann war in weiten Kreisen gekannt, hochgeachtet, geliebt; wir wollen sein Andenken nicht durch Klagen, noch auch durch ungemessenes Lob entweihen, in welches die tiefste Trauer so leicht ausbricht und dessen er nicht bedarf.“

Der Verfasser dieser Zeilen hat seiner Zeit gerne die Pflicht übernommen, dem Naturforscher Sonderegger im Jahrbuch unserer Gesellschaft einen bescheidenen Denkstein zu setzen. Durch verschiedene Umstände ist eine ungebührliche Verzögerung eingetreten; aber auch heute noch ist es mir Herzensbedürfnis, das Versprechen zu erfüllen, hatte ich doch das Glück, den Mann ein Jahr-

zehnt lang als väterlichen Freund und stets rücksichtsvollen Kollegen zu verehren.

Die Aufgabe ist schwer; der ungeübte Stift ist unsicher, die sprechenden Züge wiederzugeben, und es wird kaum möglich sein, sich „des ungemessenen Lobes“ zu enthalten. Sonderegger hat selbst sein Lebensbild in so klassischer Form und Sprache geschrieben, dass jeder Biograph unwillkürlich auf dasselbe zurückgreifen muss. Es sei deshalb auch mir gestattet, das Büchlein (Dr. L. Sonderegger. Ein Lebensbild, von ihm selbst geschrieben und seinen Freunden gewidmet. Nach seinem Tode herausgegeben von G. Wiget-Sonderegger) zu benützen, um zunächst über die äussern Lebensschicksale zu berichten; nachher soll versucht werden, Sonderegger als Arzt und Hygieiniker und endlich seine Thätigkeit in Vereinen und Behörden zu schildern.

### I. Äussere Lebensschicksale.

Jakob Laurenz Sonderegger wurde am 22. Oktober 1825 im st. gallischen Rheinthale, im Schlösschen Grünenstein bei Balgach geboren, wo alle seine Vorfahren als angesehene Landwirte und Gemeindebeamte gelebt. Er hatte zahlreiche Geschwister, von denen die meisten frühzeitig wegstarben. Die liebliche nächste Umgebung seines Geburtsortes und der Kranz der Berge mit dem ewigen Schnee im Hintergrunde, das ganze idyllische Landleben, die liebevolle Erziehung, besonders seitens der feinfühligsten Mutter, erweckten in dem Knaben einen wahrhaft frommen Sinn, der ihn bei aller Freiheit des Denkens bis zum Grabe begleitete. Der Knabe Laurenz war meistens kränklich und „der sehr gewissenhafte, vielgeliebte Arzt des Dorfes, der mir unzählige Brechmittel verordnete, machte mich

damit wahrscheinlich noch kränker.“ Die Dorfschule, welche Sonderegger besuchte, teilte das Los ihrer Zeitgenossen; die Lokalitäten waren ungenügend, die konfessionelle Trennung streng. „Wenn man sich nicht prügelte und kratzte, that man sich viel zu gute auf seine Toleranz!“ Der Lehrer hatte sehr mässige Bildung, „war nebenbei Schreiner und Sargmacher und seine Frau eine sehr gesuchte Tagelöhnerin für Hauswäsche.“ Zweifellos war Sonderegger ein hervorragender Schüler; der Lehrer übergab ihm häufig die Klasse zur Aufsicht, während er sich mit theologischen Streitschriften beschäftigte, und Sonderegger sagt bescheiden, er sei auf dem besten Wege gewesen, dadurch hochmütig zu werden und die Rolle des „Erbprinzen“ im Dorfe zu spielen, wenn ihn nicht die verständige Mutter davor bewahrt hätte. Im Herbst ging's auf die Weide zum Hüten des Viehes, und beim Braten der Kartoffeln wurden „mit Andacht“ Robinson und Christoph Schmid wieder und wieder gelesen. Mit 13 Jahren bezog der Knabe die Realschule in Rheineck und kam dort in das Haus seines Lehrers, J. J. Arbenz, eines ganz vortrefflichen Jugendbildners. „Der Lehrer war das Buch, nicht das Buch der Lehrer.“ Sonderegger bewahrte ihm zeitlebens eine rührende Anhänglichkeit. Nach 3 weitem Jahren rückte er ins Obergymnasium nach St. Gallen vor, einer Anstalt mit dem althergebrachten philologisch-historischen Zuschnitt: Griechisch, Latein und Geschichte, Mathematik und Philosophie. Daneben aber regten sich auch die Naturwissenschaften — zum Ärger der Philologen. „Wenn ich jetzt, in alten Tagen, meine damaligen Mitschüler und mich selber betrachte, so muss ich gestehen, dass wir trotz sehr vieler Stunden ganz und gar nicht in den Geist des klassischen Altertums

eingeführt, sondern bloss zu Grammatikfuchsern erzogen wurden. Es war mir später bequem, die naturwissenschaftlichen Wörter leicht zu verstehen, und es machte uns allen Spass, mit Horaz'schen Sentenzen und Homer'schen Versen um uns zu werfen, oder eine lateinische Bierrede auszustossen; aber auf den Geist der Alten haben wir vergeblich gewartet. Der Engel kam nicht, das Wasser zu bewegen, und wir verliessen ungeheilt den Wunderquell der alten Philologie.“

Der bedeutendste Lehrer war Peter Scheitlin „in Silberhaaren“; mit Begeisterung schreibt Sonderegger von ihm: „Er flösste Hochachtung ein vor der Wissenschaft und vor der religiösen Wahrheit. Bei diesem Mann ist es mir klar geworden, was ich später sehr oft bestätigt gefunden: dass junge Leute Aristokraten des Geistes sind. Sie verlangen durchaus, dass ihr Lehrer ihnen durch seine geistige und sittliche Überlegenheit Achtung einflösse; kann er ihnen diese Wohlthat nicht erweisen, so rächen sie sich instinktmässig.“

1843 wurde Sonderegger konfirmiert; „mein Gemüt blieb warm und bibelgläubig wie die liebe Mutter, mein junger Verstand aber folgte Spinoza, um sich später langsam zu Kant emporzuarbeiten, dem ich zeitlebens treu geblieben bin. Vor allem lehrt er Bescheidenheit und Gottvertrauen, im Gegensatze zum hochmütigen und abergläubischen Materialismus unserer Tage.“ Weihnachten 1843 brachten schwere Prüfung, indem der Jüngling zu Hause seine Mutter sehr krank antraf; schon nach kurzer Frist begleitete er ihre Leiche zur letzten Ruhestätte. Es war der grösste Schmerz, den Sonderegger je erlebt, die edle Mutter zu verlieren —

es giebt ja nur ein Mutterherz! In wenigen Tagen war er um viele Jahre älter geworden.

1845 hatte Sonderegger das Gymnasium absolviert, und mit bescheidenen Hoffnungen bezog er die Universität Zürich. Er war kränklich, nicht an Verkehr gewöhnt und konnte infolge einer früher überstandenen Diphtherie nicht gut reden; speciell war es ihm fast unmöglich, die Laute C S Z und X auszusprechen. Nachdem er gegen diesen Fehler viel Medizin geschluckt, fing er frühzeitig an, Demosthenes nachahmend, durch Übung das Übel zu bekämpfen. Trotz zahlloser Misserfolge setzte er auch in Zürich die Exercitien fort und erfuhr die Freude, nach und nach deutliche Besserung zu beobachten. Nach kurzer Zeit war er in den Reihen der Studenten bekannt und beliebt, und wurde vom allgemeinen Studentenvereine sogar zu seinem Präsidenten erwählt. „Ich genoss das Glück, einen schlechten Magen zu haben. Viele brave junge Leute sah ich an ihrem Magen zu Grunde gehn, mir war die Tugend leicht gemacht.“ „Das Studentenleben ist mit Recht besungen: Das sorgenlose Dasein eines Kindes und zugleich das Kraftgefühl eines Mannes; ein Siegeszug in wissenschaftliche und sociale Gebiete, wo andere die Schlachten geschlagen und sich verblutet haben! Aber auch da ist's nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, von der Poesie zum Blödsinn. Hier der Geck im unerschwinglich kostbaren Wix, dort der wilde Ehemann du quartier latin, der nach 10 Jahren ein altes Weib sein wird, dort der himmelstürmende Titane, der meeraustrinkende Riese, der entsetzlich brüllende Löwe: sie sind doch nur die Säuglinge ihrer Eltern und müssten ohne diese bald verhungern; sie sitzen alle noch auf dem Boden und können nicht auf eigenen Beinen stehn. Der grosse Lärm ist nicht so

böse gemeint und denen gefährlicher, die ihn machen, als denen, die ihn hören. Viele zählen auf eine Rangloge im Leben und sammeln sich kaum das Eintrittsgeld für einen schlechten Stehplatz; viele glauben poetisch zu schwärmen und schwärmen böotisch, und den wenigsten, die beim Maitrank jubeln, fällt es ein, dass von der ganzen Blütenpracht des Frühlings kaum fünf Prozent zu Früchten werden.“

Die Universität Zürich hatte gute Lehrer, sowohl für die naturwissenschaftlichen, wie für die speciell medizinischen Fächer, und der junge Sonderegger sass als eifriger Schüler zu ihren Füßen. Er trieb zunächst Botanik, Zoologie und Anatomie, machte auch botanisierend zwei Schweizerreisen und wandte sich dann zu den klinischen Fächern. Nach 2 Jahren fleissigen Studiums brachte der Sonderbundsfeldzug bereits praktische Thätigkeit, indem Sonderegger mit andern ältern Studierenden bei der Pflege und beim Transport von Verwundeten Verwendung fand. Er betrachtete das Gefecht von Gislikon aus nächster Nähe.

1848 ging er nach Würzburg, um Kölliker, Kiwisch, Scherer etc. zu hören. Von Erstgenanntem liess er sich in die Geheimnisse der Mikroskopie einführen und hatte eine Dissertations-Arbeit bereits fertig gestellt, als ihm ein „schneidiger Berliner“ zuvorkam und über dasselbe Thema Untersuchungen veröffentlichte. Im Herbst des gleichen Jahres reiste Sonderegger nach Wien und ergänzte seine Kenntnisse im „Allgemeinen Krankenhause“, wo damals schon 2000—2500 Patienten verpflegt wurden. Den grössten Eindruck machte auf ihn von allen Lehrern Semmelweiss, ein Märtyrer der Wissenschaft, der Vorläufer antiseptischer Wundbehandlung. Von seinen Zeit-



genossen verspottet und verhöhnt wegen seiner neuen Ideen, starb der Mann nach schwerem Leiden im Irrenhause; später wurde seine Bedeutung erkannt und ihm ein Denkmal gesetzt.

Kaum hatte Sonderegger seine Studien im Spital begonnen, als die Revolution losbrach. Mit farbenreichem Pinsel malt er in seiner Selbstbiographie die Eindrücke und Erlebnisse der kriegerischen Zeiten, in denen auch seine medizinische Thätigkeit eine doppelt intensive wurde. Während gewöhnlich mehrere hundert fremde Ärzte in Wien waren, blieben während des Aufstandes nur fünf zurück, die mit denjenigen des Krankenhauses selbst alle Hände voll zu thun bekamen. Glücklicherweise überstand Sonderegger die aufregende Zeit und entging unversehrt den Gefahren der Revolution, sowie der heftigen Beschiessung der Stadt. Als wieder Ruhe eingetreten, wandte er sich (Mai 1849) nach Prag, um die Vorlesungen des damals berühmtesten Chirurgen Pitha und des Augenarztes Arlt zu genießen. Zu jener Zeit wütete in genannter Stadt eine Cholera-Epidemie, die kurz dauerte, aber viele Opfer forderte. Dem jungen Arzte bot sie reichen Stoff zum Studium der mörderischen Krankheit. Im Herbst 1849 treffen wir Sonderegger endlich noch in Leipzig, wohin ihn das Verlangen zog, Oppolzer zu hören und den Chirurgen Günther kennen zu lernen, der durch Behandlung seiner Operierten in offenen, luftigen Schuppen auffallend gute Resultate erzielte — auch ein Vorläufer der neuen Zeit!

„Als ich zu Leipzig eines Morgens mich rasierte, sah ich im Spiegel einen Bummler und las ihm den Text: Er könnte jetzt wohl einmal nach Hause gehen und nach 10 Semestern sein Examen machen, zeigen, dass er etwas gelernt habe. Sein Vater, ein ungelehrter Landmann,

habe ihm immer ohne Murren und Vorwurf und in liebenswürdigster Weise Geld geschickt, soviel er verlangte; den guten Mann missbrauchen, wäre Schlechtigkeit! — In diesem moralischen Anfall nahm ich ein Eisenbahn-Billet nach Kaufbeuren, von da an Post nach Lindau und reiste heim wie ein durchgebrannter Kassier.“

Das Staatsexamen brachte Sonderegger die 1. Note, trotzdem er in seiner Bescheidenheit mit Angst in dasselbe gegangen und mit dem Passe in der Tasche, um im schlimmen Falle sofort durchzubrennen. Auch das Doktor-Examen wurde mit hohen Ehren — summa cum laude — bestanden.

Dem eigentlichen Herzenswunsche, akademischer Lehrer zu werden, entsagte Sonderegger und liess sich in seinem heimatlichen Dorfe Balgach als Arzt nieder. Am 1. Januar 1850 begann er die Praxis und hatte sehr rasch viel zu thun. Er betrieb alles und verlor sich nicht in Liebhabereien; auch die unbedeutenden Fälle erschienen ihm wichtig, und die „langweiligen“ Patienten waren ihm, wie auch in spätern Jahren, gerade die interessantesten. „Menschlich bedeutungsvoll ist alles, wenn man nicht Maschinen-Reparateur, sondern Arzt sein will.“ Mit wohlthuender Wärme bespricht Sonderegger seine Stellung zu den Kollegen der Umgebung; er schildert dabei mit Begeisterung, wie so oft bei mündlichen Unterhaltungen, die Liebenswürdigkeit des „alten Juden Dr. Steinach in Hohenems, des besten Christen unter uns Ärzten, für den die katholische Gemeinde in der Kirche betete, als er auf dem Sterbebette lag.“ Von ihm lernte Sonderegger die Art und Weise, wie er selbst jungen Kollegen entgegenkam: rücksichtsvoll und liebenswürdig und doch so, dass man von seiner reichen Erfahrung spielend

vieles lernte. Mit Überzeugung riet er dem jungen Arzte, wenn immer möglich Spital-Assistent zu werden. „Der Student wird mit Medizin lakiert, der Assistent aber wird in derselben gebeizt.“ Als einziger Chirurg Land auf und ab hat er in 24 Jahren etwas über 400 grössere chirurgische und 200 gynækologische Operationen gemacht, — „erheblich weniger, als auf der entsprechenden Abteilung des Kantonsspitals in einem Jahr ausgeführt werden.“ „Da wird ein junger Mann bald reif, als in der Praxis.“

Ende 1851 verheiratete sich Sonderegger, alter Liebe folgend, mit Frl. Sophie Bärlocher und gründete ein glückliches Haus — einfach nach aussen, reich an innerem Glück. Seine Frau, die ihn überlebt, war zeitlebens die treubesorgte Helferin und gar oft die edle Pflegerin des kränkelnden Gatten. Er wohnte im Mittelpunkt einer Landschaft von circa 20,000 Einwohnern und kam nach und nach dazu, alle schwereren Fälle zu besorgen; namentlich wurde er übermässig viel nachts gerufen und hatte weite Strecken bei Wind und Wetter und Schneegestöber zurückzulegen. Er war gut gegen die Armen, „aus Überlegung und aus Klugheit“; gar oft hat er später seinen jungen Kollegen geraten, nicht „knauserig“ zu sein gegen mittellose Patienten. „Die einen Leute zahlen mit Geld, die andern mit dem Munde!“ Jahrzehnte lang, bis in seine letzten Tage, behielt der vielbegehrte Mann eine Reihe armer und ärmster Familien als regelmässige Klienten. Ihre rührende Anhänglichkeit war sein schöner Lohn und eine Entschädigung für sehr viel Undank, den auch er, wie jeder Arzt, erfahren musste.

Schon einige Jahre nach Beginn der Praxis kam Sonderegger dazu, öffentlich aufzutreten, indem er eine, von allen Ärzten des Kantons unterzeichnete Petition

an den Grossen Rat richtete betreffend Aufhebung des kantonalen medizinischen Examens und Anschluss an ein eidgenössisches Konkordat. Die Sanitäts-Behörde hatte zuvor das gleiche Gesuch gestellt, war aber abgewiesen worden und zwar wesentlich auf Grund des Votums eines angesehenen Juristen, der behauptete: „Es giebt ja keine ärztliche Wissenschaft, Schwindel ist alles.“ Gegen ihn wandte sich Sonderegger und hatte Erfolg. „Dies war mein erster Versuch, öffentlich unartig zu sein.“

1855 brach in Diepoldsau eine schwere Epidemie von Fleck-Typhus aus, welche Sonderegger recht deutlich das grosse Unglück des Fehlens jeglicher öffentlichen Krankenpflege und von Epidemien-Polizei demonstrierte. Gar manchen Patienten sah er aus Mangel an Pflege zu Grunde gehen, und ohne gesetzliche Handhabe war die weitere Ausbreitung der mörderischen Krankheit nicht zu verhindern. Ein Spital bestand damals im ganzen Kanton nirgends ausser in der Stadt St. Gallen.

Diese bittere Erfahrung war ein Hauptgrund, warum Sonderegger sich schon frühzeitig für die Idee eines *Kantonsspitals* begeisterte. Seine beiden Freunde, Dr. Steinlin und Dr. Wegelin in St. Gallen, hatten 1858 den Gedanken aufgebracht, einen dort notwendig zu errichtenden Neubau des „Fremden-Spitals“ zu genanntem Institute zu erweitern; allein eine Abweisung folgte der andern, und es bedurfte der Zähigkeit und Ausdauer eines Sonderegger, um endlich doch das schöne Ziel zu erreichen.

Als die Anstrengungen der Praxis immer grösser wurden und sich häufigere Kränklichkeit einstellte, entschloss sich Sonderegger endlich, dem Drängen der Familie und seines Freundes Dr. Bänziger nachgebend, von Balgach nach Altstätten überzusiedeln. Dort hatte er bedeutend

weniger „Nachtdienst“, grössere Sprechstunden und mehr Konsultationen.

Im Laufe der Jahre war bei ihm immer mehr der Unglaube an das handwerksmässige „Mixturengeben“ befestigt worden, und mit offenem Auge sah er ein, dass seinen Patienten gar oft durch Verbesserung von Nahrung, Wohnung und Kleidung viel mehr geholfen sei, als durch die Schätze der Apotheke; er wurde „Schulmeister und Gesundheitspfleger“ und studierte eifrig die bahnbrechenden Arbeiten der deutschen und ausländischen Hygieniker. In diesen Jahren wurde das Fundament zu Sondereggers allgemeiner Bedeutung als Vorkämpfer für die Gesundheitspflege gelegt. Er fing an, schriftstellerisch sich zu bethätigen, „ich musste ausschlagen und mich wehren“, arbeitete in den Nachtstunden an seinen „Vorposten“ und schrieb nebenbei auch eine kleine Badeschrift: „Fideris, Federzeichnungen eines Arztes“. Schon in diesem ersten Anfange zeigt sich seine geistreiche, originelle Schreibweise. „Was Medikamente nicht heilen, heilt das Eisen“, sagt er, „was Eisen nicht heilt, heilt das Feuer (Hippokrates), d. h.: Was Hausmittel nicht heilen, heilt die Apotheke, was diese nicht heilt, heilen die Bäder; wer von allen Kräutlein umsonst getrunken hat, soll von den Felsen trinken. Eine Mineralquelle ist ja, seit die guten Brunnengeister und Najaden ruhmlos umgekommen sind, nicht mehr noch weniger, als der kalt — oder auch warm — bereitete Aufguss der betreffenden Felsen; sie ist das Resultat der atmosphärischen Niederschläge und aller möglichen löslichen Stoffe, welche zwischen der Regenwolke und der Mineralquelle liegen.“

Dann beschreibt Sonderegger die Zusammensetzung des Fideriser Wassers und die Lage des Bades, wobei er

sagt: „Das Haus erinnert an eine Spinnerei und beurkundet sich somit ganz ehrlich als Fabrik, Geschäftsbranche: Gesundheitsfabrik.“

„Hinter dem Hause beginnt der endlose, d. h. in sich selber zurücklaufende Spazierweg der Brunnengäste, und in ein paar hundert Schritten sind wir an der Quelle. Sie wohnt vorläufig noch, bis die neue Trinkhalle erstellt ist, in einem grimmig einfachen Tempel, der, um so schön als möglich zu sprechen, wenigstens an einen Holzschopf erinnert. Wir treten an eine dunkle Pforte, rufen den ‚Schöpfer‘ an und werden dann eine nasse Holztreppe hinabgeführt, wo in dunklem Steingewölbe, aus schwarzem Schieferfelsen, sorgfältig und kunstgerecht gefasst, die Quelle sprudelt.“

„Sehen wir uns die ganze Gesellschaft an! Die Morgensonne scheint golden über die Schlucht weg, die unvermeidliche böhmische Musik rührt Ohren und Herzen, und etwa 200 Menschen (ja homo sapiens Linné!) kreisen in der grossen und kleinen Ellipse herum, wie Sterne, die ihren Schöpfer wandelnd loben. Manche sind Fixsterne, die seit 30 Jahren stets zu gleicher Zeit hier auf- und untergehen, andere neugeballte Planeten und Meteore, von denen niemand weiss, ob und wann sie wiederkehren, und einige sind am Auslöschen.“

Sonderegger nennt dann die Indikationen für die Fideriser Kur, die Art und Weise ihrer Durchführung und schliesst als „Gesundheitspfleger“:

„Für das Kind ist die Ausnahme, für den Mann die Regel; für den Träumer ist das Wunder, für den Denker die unwandelbare Weisheit Gottes; für den Gewohnheitspatienten Mixturen und Kuren, für den Kandidaten der Gesundheit Diätetik.“

In Altstätten erlebte Sonderegger die grosse Freude, nach seinen Ideen ein neues Spital zu bauen; ein edler Wohlthäter ermöglichte durch Vermächtnis die Erstellung des nach ihm benannten Marolani'schen Krankenhauses. Fünf Jahre lang stand Sonderegger demselben vor und behandelte u. a. im Kriegsjahre 1870/71 zahlreiche Pockenfälle. Durch strenge Vorsicht und Isolierung war es ihm damals schon möglich, zu erreichen, dass im Hause selbst keine einzige neue Erkrankung vorkam. Allmählich sah er ein, dass er auch in Altstätten nicht zeitlebens bleiben könne; er war viel unterwegs, verlor infolge der grossen Entfernungen für manche Besuche viel Zeit und konnte nicht genug Ruhe finden für seine vielseitigen Verpflichtungen. Es zog ihn nach St. Gallen, wohin er schon seit Jahren öfters zu Konsultationen gerufen wurde, und wo ihm eine Stadtpraxis mit ihren geringern Distanzen eher Aussicht auf freie Zeit zur stillen Arbeit in Aussicht stellte. 1873 verliess er Altstätten, begleitet von treuer Anhänglichkeit seiner Klienten und des ganzen Städtchens und stand bald in St. Gallen inmitten einer ebenso grossen Thätigkeit. Hier änderte sich jedoch die Art derselben, indem Sonderegger neidlos Chirurgie, Gynækologie und Geburtshülfe jüngern Kollegen überliess, die mitten in den gewaltigen Umwälzungen dieser Disciplinen aufgewachsen waren. Er wurde allmählich höchste Autorität für *interne Medizin*, ohne jedoch das Interesse für die übrigen Gebiete zu verlieren; mit jugendlichem Eifer besuchte er speciell noch Jahre lang den Operationssaal des Kantonsspitals, so oft ihn seine Eigenschaft eines Inspektors in diesen führte.

Allmählich wurde Sonderegger, wie wir später genauer sehen werden, in den ärztlichen Kreisen des ganzen Schweizerlandes bekannt und hochgeehrt. Er rückte zum

Präsidenten der schweizerischen Ärzte-Kommission und damit zum ersten Gewährsmann des Bundesrates in medizinischen Fragen vor. Die Stellung brachte eine enorme Fülle von Arbeit, und um sie zu bewältigen, stand der unermüdliche Mann nach strenger Tagesthätigkeit bis spät in die Nacht hinein an seinem Pulte. — 1883 verursachte ihm die schweizerische Landesausstellung viel Mühe und — Verdruss. Er war Gruppen-Chef der hygieinischen Sektion und kam trotz aller Liebenswürdigkeit der Oberleitung zu keinem ihn befriedigenden Resultate. Niemand wollte in diese Abteilung etwas liefern, als wer bloss Reklame zu machen beabsichtigte, und Sonderegger „hatte ungeheure Mühe, mehr zu bekommen, als zahllose Bandagen, Krankentische und Mineralwassersammlungen, Medikamente und Leichenverbrennungsmodelle.“ Erst als er bei der grossen Hygiene-Ausstellung in Berlin gesehen hatte, dass die Verhältnisse auch dort nicht anders waren, wurde er zufriedener gestimmt.

Der Bundesrat ordnete Sonderegger zu verschiedenen Kongressen ab, zunächst 1881 zum VII. internationalen medizinischen Kongress nach London. Er benützte redlich die schöne Zeit, dieses „Centrum des Kulturlebens, die Wiederholung des alten kaiserlichen Rom“ möglichst kennen zu lernen, und freute sich, die zahlreichen medizinischen Muster-Institutionen zu studieren. — Im Mai 1885 ging er mit Dr. Reali als Delegierter der Schweiz zur Cholera-Konferenz nach Rom. „Wir betraten mit Andacht die ‚Ewige Stadt‘, wo der Geist der Weltgeschichte am hellen Tage umgeht.“ Sonderegger wurde mit dem Präsidium einer Subkommission beehrt. Auf die Arbeit folgten jeweils glänzende Feste, speciell ein Besuch in Neapel und Pompeji; Bahnzüge, Dampfschiffe und Karrossen standen überall



zur Verfügung der Teilnehmer am Kongresse, und jede Mahlzeit war ein glänzendes Gelage. „Oft allerdings schauderte ich einen Augenblick; ich sah Gespenster vorbeihuschen: Kinder aus den Schwefelgruben, Bauern, die um 50 Centimes den Tag in den Reisfeldern arbeiten müssen, hungrig und fieberkrank; ab und zu zog ein feiner Strich von Bettlergeruch und socialem Elend durch den vornehm duftenden Saal.“

1887 folgte der VI. internationale Hygiene-Kongress in Wien; auch hier präsierte Sonderegger eine Sektion. Er teilt die allgemeine Ansicht, dass bei derartigen Versammlungen sehr wenig Neues gefördert werde. „Die meisten Debatten sind langweilig, weil sie ein Konzert verschiedenartig gestimmter Instrumente darstellen; ehe alle auf den gleichen Ton gestimmt sind, ist die Musik vorbei.“ Sonderegger hatte in Wien, wie schon früher einmal, den Antrag auf Schaffung eines internationalen Sanitäts-Bureau gestellt, und seine Anregung erfocht einen formellen Sieg. „Thatsächlich wird sie wieder unters Eis gehen, unter das Eis der allgemeinen Gleichgültigkeit.“ „Wie bei Kriegen, so wird auch im socialen Leben jede Stufe aufwärts oder abwärts durch Leichensteine gebildet. Ob die treibenden Kräfte Kanonen sind oder Epidemien, ob Schiesspulver oder Bacillen, hängt vom Zufall ab; sicher ist, dass freiwillig gar nichts geschieht.“ Neben der Arbeit folgte auch in Wien eine Festlichkeit der andern, und die alte Kaiserstadt an der Donau rief in Sonderegger unendlich viele Erinnerungen wach an die sturmbewegte Zeit von 1848.

Auch ohne amtlichen Auftrag hat Sonderegger verschiedene Studien-Reisen gemacht; 1879 war er in Paris, um Charcot zu hören, und so sehr er von diesem Meister

selbst entzückt war, so wenig erbauten ihn die Spitäler — mit ihrer grossen Unsauberkeit und den oft rohen Umgangsformen des Personals. 1879 besuchte er Berlin und die damalige grosse Hygiene-Ausstellung; er kam mit Robert Koch in nähern Verkehr und wurde beim deutschen Ärztetage hochgeehrt; der Vorsitzende, Graf, begrüßte Sonderegger als Präsidenten der schweizerischen Ärztekommision, und dieser zeigte sich, wie es in einem Nekrologe heisst, als einer der hervorragendsten Redner, indem er „Deutschlands Leistungen feierte auf dem Gebiete der Medizin und Hygiene, der innern Freudigkeit an dem Berufe mit Begeisterung Ausdruck gebend. Der geistvolle Mann mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und doch wohlwollenden Gesichtsausdruck riss alle Zuhörer hin.“ (Berliner Klinische Wochenschrift, 1897, Nr. 13.) Später kam er in München mit Pettenkofer in persönlichen Verkehr.

Und endlich sind noch zwei Reisen zu erwähnen, vor allem eine Fahrt nach Italien zur Feier der silbernen Hochzeit. Ich kann mir nicht versagen, die liebliche Schilderung aus der Selbstbiographie wiederum wörtlich zu citieren! „Fort ging's über den Splügen und an die Seen, wo für den Nordländer ein Kabinett südlicher Pflanzenwelt und italischen Naturgenusses extra zusammengestellt ist, ganz wie am Vierwaldstättersee und im Berner Oberland das grossartige Museum der Alpenwelt. Nachher kam der Dom, in welchem der Mensch katholisch fühlt, und sein Dach, das ‚Dach der Dächer‘, auf dem man schwärmt. Wir sahen Verona, dann Venedig, die einbalsamierte Königin der Meere. Wir lebten im Traume, staunten die gewaltigen Behausungen eines grossen und überwundenen Staatsgedankens an, genossen den Zauber

der Gondel, die Pracht des Lido und nahmen etwas später ein Billet nach Genua.“

„Heiliges Mittelmeer, Wiege aller unserer Kultur! Wir erbebten bei dem herrlichen Anblick wie kleine Kinder beim ersten Christbaum. Diese Fluten bespülen Palästina und Griechenland; der Ölbaum, einst Minervas Baum und dann geweiht durch das Leben Jesu, alles predigte Weltgeschichte und weckte liebliche Erinnerungen. Wir liessen uns vom Meere schaukeln, bewunderten das Getriebe im Hafen und grüssten Christoph Columbus, den grössten Genuesen. Im Heimweg wurde ein Tag dem Stilleben in St. Bernardino gewidmet, und von da ging's zur alltäglichen Arbeit, von welcher mein ‚Silberbräutchen‘ längst alles auf sich genommen hatte, was eine Doktorsfrau nur leisten kann, und dessen ist viel, zumal auf dem Lande und mit der Hausapotheke.“

1890 endlich setzte Sonderegger die Reise fort, welche er 1849 schon geplant, dann aber in Leipzig unterbrochen hatte. Er ging über Holland an die Nordsee, nach Hamburg und Helgoland. Überall fand der gereifte Hygieiniker viel Sehenswertes, und ich erinnere mich mit Vergnügen daran, wie er in jugendfrischer Begeisterung nach der Rückkehr seine Eindrücke schilderte.

Sondereggers Gesundheit stand, wie schon erwähnt, von jeher auf schwanken Füßen, und die übermässigen Anstrengungen der Landpraxis stellten sie auf harte Proben. Jahre lang hustete er und brachte gar manche Ferien in den Bergen, speciell in Fideris zu, um aufs neue „geflickt“ die Arbeit wieder aufzunehmen. Es war ihm klar, dass er an Lungen-Tuberkulose litt; allein er liess den Mut nicht sinken, sondern kämpfte durch rationelle Körperpflege und Diätetik tapfer und erfolg-

reich gegen den bösen Feind. — Nach manchen Jahren ordentlichen Wohlbefindens erkrankte er im Juli 1888 plötzlich an einer kleinen Lungenentzündung, die ihn deshalb in Lebensgefahr brachte, weil es sich zeigte, dass das Herz sehr schwach geworden war. „Ich hatte nun den längst erwarteten Wink des Schicksals, nach 38 Jahren sehr angestrenzter Thätigkeit einen dicken Strich unter meine Lebensrechnung zu machen und abzuschliessen. Was jetzt noch kommen mag, das nehme ich, wie alles, was ich schon empfangen, als eine unverdiente Güte Gottes. Verdient habe ich von Rechtes wegen sechs Bretter und zwei Brettchen.“ Noch mehrmals erkrankte Sonderegger in den folgenden Jahren, besonders schwer 1894, da er infolge Brustfell-Entzündung, Bronchitis und Herzschwäche wiederum den Tod nahe fühlte. Nach qualvollen Tagen höchster Bangigkeit gelangte die widerstandsfähige Natur nochmals zum Siege; allein Sonderegger wurde gezwungen, seine praktische Berufsthätigkeit immer mehr zu reduzieren; speciell die Hausbesuche wurden ihm sehr erschwert, weil beim Treppensteigen sofort Bangigkeit eintrat. Ganz zurückgezogen hat sich der rastlos thätige Mann aber nie, getreu seiner Ansicht, dass in der Medizin nur die stete Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben und der praktischen Thätigkeit dauernde Anregung und wahre Befriedigung gewähren könne. „Ein bisschen Sprechstunde blieb als das dünne Ende einer einstmals grossen Praxis. Ich durfte sehr zufrieden und sehr dankbar sein. Vor 45 Jahren, da ich angefangen, hätte ich mit viel weniger accordiert. Was der Mensch über 60 Jahre hat, ist Gottes Trinkgeld. Ein unverschämter Kerl, wer es lange abschätzt und in der Hand umkehrt. Einstecken und sich höflich bedanken!“

Im Frühling 1896 zeigten sich Magenstörungen, ähnlich, wie Sonderegger sie schon öfters erlebt; er erkannte jedoch bald, dass der Verlauf ein ernsterer sei, und mit unbedingter Resignation ordnete er in Stille alles, was nicht schon geordnet war. Hoffnung erweckende Tage wechselten mit schlechten; allmählich aber refüsierte der Magen jede Nahrung, und es wurde klar, dass höchstens noch ein chirurgischer Eingriff das Leben verlängern könne. Sonderegger blieb dies nicht verborgen, am 18. Juni riet er selbst eindringlich zur Operation. Mit erhabener Ruhe fuhr er ins Kantonsspital, für dessen Entstehung er so lange Jahre gekämpft; die Operation (Gastro-enterostomie, von Dr. Feurers erfahrener Hand trefflich ausgeführt) ging ohne besondere Schwierigkeit von statten, so dass der Patient sich gleich nach derselben auffallend gut erholte. Allein des Herzens Kraft reichte doch nicht mehr aus; sie war verzehrt worden im Dienste für die leidende Menschheit. Gross wie im Leben war Sonderegger im Sterben; mit der Ruhe eines wahrhaft guten Menschen, den Blick zum Himmel gewendet, hat er dem Tod entgegengesehen.

## II. Sonderegger als Arzt und Hygieiniker.

„Wenn das Leben uns zermalmt, muss man jedem Splitter noch ansehen, dass er von einem Arzte stammt. Ohne diese Einseitigkeit ist keine Vielseitigkeit und ohne diese treue Beschränkung auf ein Ziel kein Erfolg möglich.“ Diese Worte Sondereggers passen in erster Linie auf ihn selbst. Die Bestimmung zum Arzte war ihm in die Wiege gelegt, und man kann sich gar nicht denken, dass er einen andern Beruf hätte ergreifen können. Er war der wahre Hausarzt, der zur Familie gehört, der Freud'

und Leid mit ihr teilt. Was ihn in erster Linie dazu machte, war neben der beruflichen Tüchtigkeit seine ernste Pflichttreue und seine fröhliche Liebenswürdigkeit. Wer sich ihm zuwandte und ihm Vertrauen entgegenbrachte, hatte das Gefühl, versorgt zu sein; er wusste, dass alles Menschenmögliche für ihn geschah. Gar vielen seiner Patienten war Sonderegger alles: Arzt, Freund und Finanzminister; sein hohes Ansehen, sowie die vielseitigen Beziehungen haben manchem Genesenen noch zu einer Existenz verholfen. Schon wenige Wochen nach Beginn der Praxis hatte er, wie er selbst schreibt, viel zu thun; die Zeiten des Wartens kannte er nicht. Er hatte auf seinen schönen Studien-Reisen die damaligen grossen Fortschritte der physikalischen Untersuchungsmethoden, speciell die Perkussion und den Gebrauch des Hörrohres kennen gelernt, und zur Zeit des Beginnes seiner Praxis waren diese Neuerungen weit und breit niemandem so in Fleisch und Blut übergegangen, wie ihm. Selbst in St. Gallen war einzig Dr. Seitz näher damit bekannt. Entsprechend der gründlichen allseitigen Bildung betrieb Sonderegger lange Jahre hindurch alle Zweige der Medizin; wie jeder junge Arzt war er aber namentlich begeistert von der Chirurgie und wurde bald im ganzen Rheinthal Autorität auf diesem Gebiete, wie auch auf demjenigen der Geburtshilfe. Gar oft hat er mir von seinen Erlebnissen erzählt, von den Schwierigkeiten der Operationen in vorantiseptischer Zeit, den oft tragikomischen nächtlichen Hilfeleistungen in den denkbar traurigsten Verhältnissen, seinen Fahrten in stürmischen Winternächten, die trotz der sehr zarten Konstitution und des häufigen Hustens doch nicht unterbleiben konnten, weil eben kein anderer Arzt in der Nähe war. Nach St. Gallen übergesiedelt,

beschränkte sich Sonderegger, wie oben gesagt, im Wesentlichen auf die innere Medizin. Seine Sprechstunde führte ihm Patienten aus nah und fern zu, und seine Liebhaberei wurden die chronisch Kranken. Mit nie verminderter Geduld konnte er bei ihnen „viele erreichen, ändern, verbessern“, seine aufmunternden Worte haben denselben gar oft in suggestiver Weise über zahlreiche Schwierigkeiten hinweggeholfen. Ich habe manche Patienten gesehen, die nach dem Tode Sondereggers lange Zeit hindurch das Gefühl hatten, jetzt könne ihnen niemand mehr helfen.

Mit offenem Auge verfolgte er vom Beginne seiner Studien bis zum Tode die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft. Er erlebte Decennien glücklicher Eroberungen auf allen Gebieten der Heilkunde: die Anwendung des Thermometers, den wissenschaftlichen Gebrauch des Wassers, die physikalische Diagnostik, den ganzen eigentlichen Ausbau der Augenheilkunde, die Einführung von Chloroform und Äther, und vor allem die segensreiche Entwicklung der ganzen Wundbehandlung, den Schlüssel der modernen Chirurgie, von ihrem unglücklichen Vorkämpfer Semmelweis bis zu den Errungenschaften der Gegenwart.

Eine allmählich gross gewordene Bibliothek, die „vorne anwuchs und von hinten abstarb“, gab ihm reichen Stoff der Belehrung; die Lektüre geschah mit dem Stift in der Hand, und zahlreiche Notizen und Randbemerkungen zeugen davon, in welcher Weise Sonderegger die Bücher studierte. „Wehe dem Armen, der ohne reichliche eigene Erfahrung und ohne Kritik liest!“

Ein ferneres Hilfsmittel zur Weiterbildung waren die Leichenöffnungen, die er so oft als möglich vornahm;

noch in hohem Alter scheute er vor der im Privathause so mühsamen Arbeit nicht zurück, um sich Rechenschaft zu geben über die Richtigkeit seiner Annahmen und seiner Behandlungsweise. Sonderegger verlebte seine Universitätsjahre in Zeiten, da ein Mikroskop noch höchste Seltenheit war; er erzählt, dass von den damaligen Zürcher-Studenten nur zwei solche Instrumente besaßen; sie waren dementsprechend auch „angestaunt und beneidet“. Ihm war es erst im dritten Jahre seiner Praxis möglich, ein solches Instrument zu erwerben. Als die Kenntnis der Bakterien im Laufe der letzten zwei Decennien immer mehr an Bedeutung gewann und ihr Studium durch wesentlich verbesserte Mikroskope erleichtert wurde, eignete er sich sofort ein solches an und bemühte sich mit jugendlichem Eifer, das für den Praktiker Wissenswerte kennen zu lernen.

Sonderegger war ein trefflich beobachtender Arzt, der alle Fortschritte verwertete, welche die Wissenschaft bot; bahnbrechende medizinische Neuerungen hat er nicht gebracht und auch nur selten etwas aus seinem gewaltigen Schatze praktischer ärztlicher Erfahrung publiziert. Es gehören hierher folgende Aufsätze: „*Einfache Magenpumpe*“ (Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte, 1871), „*Eine eigentümliche Arsenikvergiftung*“ (Jahresbericht der st. gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1860/61), ferner „*Pleuritische Notizen*“ (Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte, 1873), endlich die Beschreibung eines Falles von Mineur-Krankheit (Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte, 1880). In der zuerst erwähnten Arbeit machte Sonderegger seine Kollegen auf die Bedeutung der Magenpumpe speciell bei Vergiftungen und Magenerweiterungen aufmerksam und gab Anleitung, wie dieselbe unter Umständen improvisiert werden könne. — Die



„pleuritischen Notizen“ bringen Erfahrungsbelege für die Behauptung, dass entzündliche Flüssigkeits-Ansammlungen im Brustfellraum auch durch bedeutende Verminderung der Flüssigkeits-Aufnahme reduziert werden können, dass also der Durst ein wirkliches aufsaugendes Mittel sei, und Sonderegger empfiehlt diesbezügliche Versuche für Fälle, in denen alle sonstigen Methoden nicht zum Ziele geführt haben. — Der Fall von Mineur-Krankheit wird später noch in anderm Zusammenhange besprochen werden.

Es ist begreiflich, dass der für seinen Stand und Beruf so begeisterte Mann in Zorn entbrannte, als die Frage der Freigebung der ärztlichen Praxis in Ratskämern und im Volke zur Diskussion kam. Als sogar ärztliche Stimmen zu Gunsten der unglücklichen Idee auftauchten (Prof. Klebs in Bern) und selbst einige Freunde Sondereggers sich derselben aus Verzweiflung über den erfolglosen Kampf gegen die Kurpfuscherei zuneigen wollten, ergriff er die Feder und schrieb 1871 mit Feuereifer das Schriftchen: *„Freiheit, Patent und Schwindel im Medizinalwesen.“* Es ist darin so vieles enthalten, was — vielleicht in etwas anderm Gewande — auch für unsere Zeit gilt, und so viele Behauptungen haben seither hundertfache Bestätigung erlebt, dass ich mir nicht versagen kann, über die Broschüre ausführlicher zu referieren und manches wörtlich wiederzugeben.

Sonderegger stellt das Motto auf: „Die Freigebung der ärztlichen Praxis ist ein weder durch die Wissenschaft noch durch die Moral zu verantwortendes Experiment“; dann sagt er in der Einleitung: „Die Natur hat den Menschen zum Tode verurteilt. Wie aber nichts gewisser ist als der Tod, so ist auch nichts ungewisser, als Tag und Stunde desselben; die lebendige Kreatur sträubt sich

gegen den Untergang und seine Vorboten, die Krankheit. Man sinnt auf Mittel gegen dieselbe, jedes Zeitalter hat dies getan, aber in verschiedener Weise; Römer, Griechen, Ägypter, Juden erkennt man ebensogut an ihrer Medizin wie an ihrer Religion. Die ‚Rothaut‘ Nordamerikas liegt vor dem Medizinmann und dem Zauberer, das europäische ‚Bleichgesicht‘ läuft zum gedankenlosen Quacksalber; denn wer auf die Denkfaulheit der Menschen baut, hat gute Hypothek und tägliche Zinsen.“

Im I. Kapitel: „*Grundsätze und Standpunkte*“, entwickelt Sonderegger seine Ansicht über Freiheit, Arbeit, Teilung der Arbeit etc.

Im II. Kapitel: „*Die Medizin der Schule*“, schreibt er:  
 „Hans Jakob, was ist Medizin? fragt eines schönen Morgens Herr Bildungsmeier seinen Knaben, und der Hoffnungsvolle antwortet also: Medizin ist, wenn man im Bette liegt und Schmerzen hat, dass man schreit; dann muss man schlechte schwarze Mixtur schlucken, am Kopf bähnen; im Genick hat man Pflaster und auf den Füßen Senfteig; auf den Magen reibt man Krampföl, am Rücken muss man salben und dann auch wieder Öl einnehmen und viel Thee trinken. Grosse Leute müssen auch noch dazu Aderlassen und schröpfen, wir Buben aber nur Blutegel ansetzen, welches alles sehr traurig ist, jedoch am Ende hilft. Das kann man kürzer sagen, meint Papa: Die Medizin ist ein Prügel, mit welchem unser guter Freund, der Herr Doktor, dreinschlägt; entweder trifft er die Krankheit oder den Patienten, und je nachdem ist's dann geraten oder gefehlt.“

„Was ist Medizin? Frage den Proletarier, und er antwortet seufzend: Es ist die kurze Labung, die man mir auf dem Wege zum Grabe bietet, welches ich aus eigenem

Verschulden oder durch Nachlässigkeit meiner verschiedenen Regenten wenigstens 1 Jahrzehnt früher erreiche als die gut gestellten Menschenkinder.“

„Der Lebemann antwortet uns bitter: Die Medizin ist eine ohnmächtige Kunst, welche mich nicht mehr ins Geleise bringt, wenn ich draussen bin, die mir kühl erklärt, die Natur habe keine Absolution für alle Sünden, und jedermann müsse sich die Mühe nehmen, sein ganzes Leben richtig zu rechnen, wenn er nicht zu ungelegener Zeit und am ungelegenen Ort an seiner Gesundheitsbilanz erdrückt werden soll.“

„Der Naturarzt, Homöopath und Hydropath, erklärt uns öfters: Die Medizin ist traditionelle Allopathie und staatlich privilegierte Giftmischerei.“

„Der Advokat 2. Ranges findet zuweilen: Medizin ist jedenfalls ein grosser Vorrat theoretischer Gelehrsamkeit, die Frucht langen Bücherstudiums und die Bestätigung des Sprichwortes: Je gelehrter, desto verkehrter.“

Dann zählt Sonderegger die Postulate auf, welche vom schweizerischen Centralverein für Naturheilkunde betr. Freigebung der Praxis gestellt wurden und sagt daran anschliessend: „Die Spötter fordern am meisten für sich, wenn sie selbst krank werden, und grollen zuerst dem Arzte, dann dem Schöpfer, wenn sie sterben müssen.“ „Im Frieden blühen die Quacksalber, im Kriege sind sie alle verschwunden, und der Arzt tut seinen Dienst trotz Blei und Seuchen.“

An Hand der Prüfungsreglemente des 1867/68 geschaffenen Konkordates verschiedener Kantone bespricht Sonderegger den Entwicklungsgang des Arztes und fügt bei, dass die Examen-Forderungen in ganz Europa so ziemlich dieselben sind; dadurch ist eine gewisse Gleich-

artigkeit der Medizinal-Personen, sowie der Behandlung bedingt, „nur der Pfuscher und Lügner ist ganz unerforschlich und hat eigene Lieblingsmittel.“

„Der medizinische Studiengang führt seine Jünger auf einen hohen und herrlichen Standpunkt und giebt ihnen ein empfindliches Gewissen, wie überhaupt Gewissen von Wissen herkommt und der Unwissende in guten Treuen gewissenlos sein kann; aber kein Studiengang bewahrt den Arzt vor den Versuchungen einer Praxis, welche täglich Wunder und Lügen von ihm verlangt und lieber hundert Mixturen bezahlt, als eine diätetische Massregel verdankt. Ein Teil der so zugeschliffenen Ärzte bleibt dem wissenschaftlichen Standpunkte treu, wirkt segensreich, verschafft sich langsam, mühevoll Geltung und giebt den Gesunden Ratgeber, den Kranken treue Freunde; ein anderer Teil aber entartet, verfällt dem Durst, dem Schwindel, bald mit, bald ohne Mixtur, und diese verunglückten Ärzte werden dann das Piedestal, auf welchem der ‚Naturarzt‘ steht und glänzt.“

„Die wahre Medizin macht keinen fleissigen Studenten hochmütig; aber träge und beschränkte Köpfe sind eitel und prahlerisch.“

„Die Ärzte hindern nicht die Fortschritte, sondern die Wahrheit muss sich überall Bahn brechen. Die Wahrheit in der Medizin giebt ihren Bekennern oft die Dornenkrone und ein bescheidenes Gewand; der Schwindel gewährt Geld und Titel; aber die Wahrheit bleibt ewig und bleibt jung; der Schwindel geht an sich selbst zu Grunde und muss seine eigenen Nachkommen verleugnen.“

Fort mit den Examen! hat es geheissen; denn sie ruinieren die Wissenschaft!

Es zeigt sich jedoch auf allen Lebensgebieten, dass

Prüfungen ihre Vorteile haben. Sie allein beweisen allerdings nicht alles; aber ein wohlbestandenes Examen zeigt wenigstens, dass der Kandidat Zeit, Talent und Fleiss hatte, sich ein bestimmtes Mass von Kenntnissen anzueignen. Die medizinische Prüfung ist nicht auf blosser Büchergelehrsamkeit gegründet, sondern hat in erster Linie einen praktischen Charakter. Ohne anhaltendes, eifriges Studium kann sie nicht bestanden werden, sonst aber leicht, und es ist nicht begreiflich, warum die hochbegabten Geister der Naturärzte das bisschen Fragen so scheuen. „Warum lassen sie sich nicht herab, unserer Schwachheit zu Hilfe zu kommen, die wir ein Gemälde erst dann schön finden, wenn wir es anschauen dürfen, und eine Kasse erst dann für reich halten, wenn es uns gestattet ist, sie zu stürzen und zu zählen! Der Unnahbare wird Geheimniskrämer, und dieser ist immer ein Betrüger. Es ist ein Merkmal der jetzigen Medizin, dass sie aller Geheimnisse fremd ist, dass jeder Forscher und Praktiker seine Entdeckungen und guten Behandlungsmethoden sofort veröffentlicht. Wissenschaft und Moral treffen zusammen in der Forderung: Wenn du ein Licht hast, so lass' es leuchten, und wenn du keines hast, so schlage uns wenigstens nicht den Leuchter um die Ohren!“

Man hat Amerika als Beispiel eines Landes angeführt, das bei Mangel einheitlicher Examina sehr tüchtige Ärzte aufweise. Dabei ist aber zu bedenken, dass nebenbei eine enorme Menge von Puschern gross gezogen werden. „Es ist überhaupt unmöglich, dass ein grosses Volk nicht eine Anzahl tüchtiger Ärzte und grosser Männer jeden Berufes hervorbringe, sei auch die Bildung noch so sehr dem Zufall überlassen; aber weil Frankreich stets grosse Naturforscher und Ärzte hervorgebracht und Pater

Secchi ein grosser Astronom geworden, folgt noch nicht, dass wir Frankreichs Schuleinrichtungen annehmen und den Jesuiten-Orden als Vorbild betrachten sollen.“

„Sind nicht Examen und Medizinal-Patent ein alter Zunftknopf und überwundener Standpunkt, ein Standesvorrecht, gegen welchen sich die Aufklärung empört? Nein! Der Staat will niemandem das Recht zur ärztlichen Praxis bestreiten, aber jeden über das Mass und die Art seiner Leistungen zur Rede stellen und ihn patentieren zum Schutze des Publikums, welches weder Zeit noch Gelegenheit hat, Masse, Münzen und Noten der Ärzte erst zu prüfen, ehe sie gebraucht werden.“

Das III. Kapitel handelt von der „*Medizin im Leben*“. Die Statistik hat gefunden, dass die Heilkunst geringen Einfluss auf die Anzahl der Todesfälle ausübe, dass sie hingegen wesentlich zu einer physischen Verbesserung des Volkes beitrage (Quetelet, *Système social*). Daraus hat man den Schluss gezogen, dass die Medizin Schwindel sei. Und doch will jeder, der so spricht, für sich eine Ausnahme, sobald er krank wird. Ausserdem steht fest, dass neben Vermögen, Sittlichkeit, Wohnung, Nahrung etc. auch die ärztliche Behandlung zweifellos etwas zur Besserung des Lebens beitragen kann. Der Arzt muss aber zur Erreichung dieses Zieles für Gesundheitspflege wirken und darf sie nicht stolz den Dilettanten überlassen.

Sonderegger unterscheidet 3 Klassen von Kranken: Genesende, Sterbende und Schwankende. Die Genesenden heilen von selbst, werden durch Kügelchen, Zauber, Wasser, Mixturen etc. gerettet; sie sind die Goldgrube jedes neuen Systems. „Die Homöopathie“, sagt Miss Nightingale, „hat in der Praxis eine wesentliche Verbesserung eingeführt;

denn ihre diätetischen Regeln sind vortrefflich, ihre Arzneien harmlos und das ‚Kügelchen‘ ist der eine Gran von Thorheit, welcher nötig zu sein scheint, um einer guten Sache Bahn zu brechen.“

Zur 2. Klasse gehören wir Alle einmal: „Was man auch mit ihnen treibt, gerät nicht wohl; jede Kurmethode hat bei ihnen einen Todesfall zu notieren; man rechnet denselben jedoch nur der legalen Medizin, nicht den ‚Wilden‘ an. Aber auch für diese Unheilbaren allein wäre es der Mühe wert, gründlich Medizin zu studieren; man kann ihnen vieles erleichtern und das Unabwendbare mildern. Die Vorläufer des Todes sind weit schlimmer als der Tod selbst, und die menschliche Teilnahme kann vieles leisten, aber nicht bloss mit gutem Herzen, sondern vorzugsweise mit Plan und Kenntnissen.“

Die 3. Klasse von Kranken sind sehr wesentlich von der Behandlung abhängig; für sie allein trifft das Urteil der Statistik nicht zu, und Sonderegger betont mit Recht, dass dasselbe überhaupt genau gelesen sein wolle. „Was in den Sterbetabellen von ganzen Ländern und Millionen eine dritte Dezimal-Stelle einnimmt, das ist im Leben das Glück und Unglück zahlreicher Familien.“

„Was helfen aber zu den Erfolgen der Medizin Studien, Examen und Patente? Haben sie der allein seligmachenden, wissenschaftlichen Medizin zur Geltung verholfen? Haben sie eine Anzahl Ärzte vor der traurigsten Entartung und dem schamlosesten Brotneide bewahrt? Haben sie eine schwunghafte, vom Throne bis in die Hütte der Armut reichende Pfuscherei verhütet? Machen wir den Kurpfuscher nicht zum Märtyrer unserer Polizei und helfen ihm damit erst recht auf die Beine? — Das ist alles buchstäblich wahr, aber auch Folgendes ist richtig:

Wasser ist ein gutes Mittel gegen Feuer, aber Hamburg und Glarus, nebst anderen Häusern, die am Wasser standen, sind abgebrannt; unsere Gesetzgebung und Polizei sind vortrefflich, aber Diebe und Mörder giebt es doch; das Christentum ist die Religion der Liebe, aber die christlichen Völker schlagen sich von Zeit zu Zeit mit Gewehrkolben die Köpfe ein; also fort mit Löscheinrichtungen, fort mit Gesetz und Glauben — Wahn ist Alles! ‚Er nennt’s Vernunft und braucht’s allein, um tierischer als jedes Tier zu sein.‘ Das ist die Konsequenz der Logik, welche sagt: Weil wir das Ziel der Medizinal-Ordnung noch lange nicht erreicht haben, so geben wir sie ganz auf! Das ist nicht tapfer gesprochen; man muss wenigstens das Mögliche thun.“

„Die Vorliebe für Kurpfuscher ist dem Menschen angeboren; der Arme überlässt sich dem nächsten Besten, der Unheilbare greift nach dem Strohalm, nachdem Stricke und Stangen nichts geholfen. Der Pfuscher ist dabei schlau, er traut niemandem; weil wir nicht alle Kometen berechnen können, taugt die Astronomie nichts; weil viele Krankheiten ungeheilt bleiben und der Tod nicht abgeschafft ist, taugt die ganze Medizin nichts! Auch die Ärzte selbst können sich von dem Vorwurfe nicht ganz freisprechen, teilweise den Pfuschern Vorschub zu leisten. Wären sie immer gesund an Leib und Seele, reich ausgestattet mit Wissenschaft und praktischer Gewandtheit, edle starke Geister und liebenswürdige Seelen, deren Glück und Reichtum in Selbstverleugnung und Helfen besteht, dann würden sehr wenige Pfuscher aufkommen. Jede ärztliche Schwachheit ruft einem Quacksalber, sie zu rächen, der grobe, eigennützigste Doktor einem ganz charmanten und generösen Doppelgänger, der



durstige einem äusserst nüchternen und honetten Männchen, der wortkarge Denker einer Frau Base, mit welcher der Patient förmlich konsultieren kann; den Geschwätzigem beschämt eine geheimnisvoll schweigende Sphinx und den gedankenlosen Schuster alten Stils straft ein ‚Master Vorwärts‘ neuester Mode. Die Welt will keine Geduld mehr haben mit dem Arzte, weil er kein Ideal ist, und sie setzt den hergelaufenen Pfuscher neben ihn. Dem Arzt ist ebenfalls die Geduld ausgegangen; er wirft sein Patent dem Publikum vor die Füsse und hat nichts einzuwenden gegen den neuen Berufsgenossen.“

„Und dennoch findet das Gewissen einen Ausweg, wenn man es hören will!“

Das IV. Kapitel beleuchtet speciell die „freie Medizin“.

„Freiheit ist keine Fackel, mit welcher man jeden beliebigen Winkel zu jeder beliebigen Zeit erhellen kann; sondern sie ist ein Baum, der langsam unter Sonnenschein und Stürmen wächst und tiefe Wurzeln braucht.“

Sonderegger führt an, wie der Mensch auf andern Gebieten sich freiwillig dem Zwang unterordnet; die Erziehung z. B. will niemand Ungeprüften preisgeben — wohl aber das Leben! Dabei ist der Lehrer noch leicht zu kontrollieren, nicht aber der Arzt, dessen Fehler mit dem Tode des Patienten gestraft werden können. Man glaubt, jeder „Gebildete“ könne die Kontrolle des Arztes besorgen, und dabei haben tausend Gebildete keine Idee von Wert und Verwendung von Luft, Wasser, Getränken etc., und fragen in Unschuld, ob dies oder jenes gesund sei. „Es ist noch ein unverratenes Geheimnis, dass Krankheit nicht ein fremder Eindringling, Dämon, Parasit, sondern modifizierte Gesundheit — ein Druckfehler ohne neue Buchstaben — sei. Daher kommen die Vernachlässigung

der Gesundheitspflege, die schönen Paläste und bösen Kloaken und keine Augen für Reinlichkeit bei den Armen und Waisen. Die Naturwissenschaft lehrt die solidarische Haftbarkeit der Menschen; wenn das grosse Schiff scheitert, sinken Kajüten-Passagiere und Proletarier mit einander; das tägliche Gebet so vieler lautet: Lieber Gott, ich bin nicht so unverschämt, zu verlangen, dass du uns alle errettetest, rette wenigstens mich! Der Einzelne sucht Mittel und Medikamente, und wer sie ihm mit schönen Worten bietet, ist sein Mann.“

Einen Hauptfehler betreffend Quacksalber begeht die Tagespresse, wo für Geld und gute Worte jeder Schwindel, bis zum Krötensaft, annonciert werden kann. „Wenn ein neues Mittel, schwere Krankheit zu heilen, gefunden ist, der Prophet aber seine Offenbarung nur gegen Einsendung von so und so viel Geld mitteilt, erregt dies den dringenden Verdacht, dass entweder gar nichts Gutes vorliegt, oder dass der Erfinder ein Schuft, ein grosser Verbrecher sei, indem er nur einzelne Zahlende vom Tode erlöst, anstatt seine Weisheit zum Gemeingut Aller zu machen. Die Wissenschaft teilt alles Gute sofort mit; denn sie hat Moral. Es bestehen ganze Kataloge entlarvter Quacksalber-Geheimnisse, aber die Welt hat anderes zu lesen, als solche Dinge.“

Sonderegger wendet sich dann gegen die „Naturärzte“ und nennt vor allem ihren Namen einen Unsinn. „So gut als alle Theologie selbstverständlich auf dem Boden des religiösen Bewusstseins steht, so gut ist alle Arzneikunde ein Teil der Naturwissenschaft.“ „Die betreffenden ‚Ärzte‘ wollen durch den Titel sagen, dass sie alles mehr durch Inspiration erkennen und weniger künstlich kombinierte Mittel verwenden. Es kommt aber auf andern Gebieten

niemandem in den Sinn, nur das vollständig Einfache, Natürliche für gut zu betrachten: eine Taschenuhr anerkennt jeder als besser, denn eine Sonnenuhr, und Fleisch und Gemüse roh zu essen, wird im allgemeinen auch nicht als rationell angesehen. Die wissenschaftliche Medizin aber verordnet immer einfacher, je mehr sie vorschreitet, und verwendet im allgemeinen viel weniger stark wirkende Substanzen, als die ‚Volksmedizin‘, wo Opium und Quecksilber in grossen Dosen beliebte Mittel sind“.

In der „Reform“ verbreitet sich Sonderegger über die verschiedenen Vorschläge, welche entstanden sind durch das Postulat der Freigebung der Praxis. Er stützt sich auf das Wort: „Die Medizin ist der edelste Beruf, aber das erbärmlichste Handwerk.“ Die Verwechslung von Beruf und Gewerbe ist ein unglücklicher Irrtum. Beim Beruf ist die Leistung Zweck, der Erwerb durch denselben aber Nebensache; beim Gewerbe ist der Erwerb Hauptmotiv und die Vollendung des Produktes nur insofern zulässig, als sie sich rentiert. Das Gewerbe beurteilt man nach seinen Produkten, weil es dieselben unter bekannten Vorbedingungen machen kann, der Beruf aber arbeitet unter Bedingungen, welche nur zum Teil bekannt, oder willkürlich herstellbar sind. Solange der Beruftreibende auf eigene Rechnung und Gefahr handelt, ist er keinem Dritten verantwortlich, sofort aber, sobald von seiner Berufsbetreibung das Wohl Anderer abhängig wird. Man kann dem Lehrer, dem Strategen, dem Arzte nicht verbieten, mit dem leiblichen und geistigen Leben der ihm Anvertrauten zu spekulieren, und es bleibt nichts übrig, als so viel als möglich persönliche Garantie und Prüfungen zu verlangen. Es liegt im Begriffe des Gewerbes, dass es frei sei und in demjenigen des Berufes, dass man ihn überwache,

In den verschiedenen, in Deutschland entstandenen Reform-Vorschlägen hatte man im Wesentlichen darnach getrachtet, die Praxis zwar freizugeben, aber nur denjenigen zu gestatten, den Titel Arzt zu führen, die ein Examen gemacht haben. Ausserdem sollten nur approbierte Ärzte für Staatszwecke (Hygiene und gerichtliche Medizin) verwendet werden. Also fordert der Staat für sich etwas besseres, als er dem Einzelnen gewährt, und überlässt den Armen und Unwissenden dem ausbeutenden Quacksalber. In andern Gebieten: Schule, Justiz, Steuerwesen, Militär etc. ist der Staat nicht so rücksichtsvoll und anerkennt dort nicht soviel Recht auf Freiheit.

Die Reform-Vorschläge für das Medizinalwesen des Kantons Zürich (1870) gaben unumwunden zu, dass die Freigebung der ärztlichen Praxis schwere Nachteile bringen werde; allein dieselbe sei doch nicht zu umgehen, weil der Kampf gegen die Quacksalberei ganz hoffnungslos geworden. Es wurden in denselben dagegen zahlreiche Amtsärzte, Kollegien mit ausserordentlich grossen Aufgaben etc. verlangt, welche thatsächlich niemals ihr Ziel hätten erreichen können, da dies noch viel schwieriger gewesen wäre, als der bisherige Krieg gegen die Quacksalber.

Endlich macht Sonderegger seine eigenen Vorschläge und sagt: „Der Staat hat die Pflicht, für das Wohl der Bürger zu sorgen, soll möglichste Freiheit für alles belassen, was jeder selbst übersehen kann; dagegen muss er untersuchen und stempeln, was schwer zu untersuchen ist, wie Mass und Gewicht, Assekuranz, Lehrer, Anwälte und Ärzte; er soll Falschmünzer in Geld und Papier, Schule und Medizin abhalten und bestrafen.“

„Der Staat soll für guten Unterricht in der Medizin

sorgen und dafür, dass nur geprüfte Ärzte funktionieren. Will man aber doch die Praxis freigeben, so muss dafür gesorgt sein, eventuell durch Staatszuschuss, dass überall, auch auf dem Lande, patentierte Ärzte vorhanden sind. Es muss ferner viel mehr geschehen für öffentliche Gesundheitspflege; dieselbe muss wie Justiz und Schule ihre besondern Organe haben. Erst wenn das Medizinalwesen einmal über stossweise Massregelungen und inkonsequente Strafverfügungen hinauskommt und kräftig in das Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege eingreift, wird es zu Ehre und Macht gelangen. Den Forderungen der Humanität und der Naturwissenschaft muss in ernsten, socialen Arbeiten ein Genüge gethan werden.“

„Ferner muss der Krankenunterstützung der Makel der Armenunterstützung genommen werden. Gesundheits- und öffentliche Krankenpflege müssen eine Ehrensache werden, wie es die Pflege der Verwundeten im Kriege ist. Arme Kranke und Hülflöse sind vielfach die verwundeten Soldaten des Friedens, ebenso zahlreich, aber nicht so in Zeit und Ort zusammengedrängt, wie die Opfer der Schlachten; man darf auch sie nicht den ‚Hyänen der Wahlstatt‘ überlassen, welche in vielerlei Vermummung (auch mit dem Sanitäts-Zeichen!) über die Wehrlosen herfallen.“

„Betrachten wir die Frage der Freigebung der Praxis nicht bloss vom Standpunkte der Reichen und Gesunden, nicht von demjenigen der resignierten gebildeten Ärzte, welche dem unfehlbaren Wunderglauben nicht länger Opposition machen wollen, sondern vom Standpunkte der Nächstenliebe, dann ergibt sich klar und rasch, was zu thun ist!“

Wie Sonderegger ein scharfes Auge für die Krankheit hatte, so beobachtete er aber ebenso genau ihren Träger, den Menschen. Er sah klar die Schäden der Gesellschaft, und Tag für Tag beschäftigten ihn Armut und Elend.

Der Mann mit dem warmen Herzen und klaren Kopfe sah immer mehr ein, wie vieles der Staat und der Einzelne zur *Verhütung* von Krankheit und Not thun könnten und wie wenig bisher in dieser Richtung geschah. Gebildete und Ungebildete, Stadtleute und Landvolk lachten, wenn man von *Gesundheitspflege* sprach, und es bedurfte der Energie eines Sonderegger, sich nicht irre machen zu lassen und ein treuer, unentwegter Vorkämpfer für *Hygieine* zu werden. Nach 24 Jahren reicher praktischer Erfahrung und eifrigem Studium aller entsprechenden zeitgenössischen Schriften liess er, wie schon oben angedeutet, seine „*Vorposten der Gesundheitspflege*“ ins Feld rücken. Sie sind Sondereggers grösstes hygieinisches Werk, ein Buch voll Geist und Lebensweisheit. „Vorposten möchten diese Blätter sein“, sagt er in der Vorrede, „abgelöst zwar von der Armee der strengen Wissenschaft, aber nicht ohne Fühlung mit derselben; Vorposten, welche, auf die Gefahr hin, zusammengehauen oder vergessen zu werden, vom Generalstabe selbständiger Forscher vorgehoben sind in Gebiete, die bisher der Gewohnheit und dem Unglücke Tribut zahlten. Die Waffe solcher Vorposten soll das Schwert der Selbsterkenntnis sein und ihre Parole: Humanität. Wenn ihnen auch bei dieser Expedition an Ausrüstung und Führung noch vieles fehlt, so sind sie doch erfüllt vom Bewusstsein ihrer Sendung und entschlossen, sich anständig und mit Ausdauer zu schlagen. Mögen sie manche Herzen und Häuser besetzen, wo gemütliche und gebildete Menschen wohnen und der natur-

wissenschaftlichen Auffassung des Lebens nicht bloss Achtung, sondern auch Liebe erobern helfen.“ — In 17 Kapiteln behandelt Sonderegger die *Lebensbedingungen*, das *gesunde* und das *kranke Leben* und bietet dabei dem gebildeten Laien-Publikum in klarer, fesselnder Sprache und abgeschlossenen Bildern eine unendliche Fülle von hygienischen Thatsachen, samt deren Nutzenanwendungen. Das Buch ist „reich an Wissen, reich an Lebenserfahrung und treffend, ja bisweilen unübertrefflich im Ausdruck“, wie selbst ein wissenschaftlicher Gegner Sondereggers in einer Rezension zugeben musste.

Die „Vorposten“ erlebten 3 Auflagen (wovon eine in Deutschland erschienen ist) und wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sie haben den Namen unseres Mitbürgers weit über die Grenzen des Vaterlandes getragen und ihm einen bleibenden Platz unter den Vertretern der Gesundheitspflege verschafft. Der Däne *Petersen* hat seine *Geschichte der Medizin* mit dem Erscheinen Sondereggers abgeschlossen und darin bezüglich des genannten Werkes geschrieben: „In der vernünftigen praktischen Anwendung der physiologischen Gesetze auf die Gesundheitspflege des Einzelnen und der menschlichen Gesellschaft behufs Vorbeugung der verheerenden sozialen Übel, zum Frommen leiblicher und geistiger Wohlfahrt, zum Frommen wirklicher Humanität, bezeichnen wir die umfassende Richtung, welche die wichtigste Losung der neuen Medizin sein muss. Kaum hat ein anderer Arzt unserer Zeit mit gleicher Wärme der Überzeugung die Sache dieses weltbürgerlichen Humanismus vertreten und den grossen Zukunftsberuf unserer Medizin mit gleicher Begeisterung aufgefasst wie der Schweizer Sonderegger in seinem kürzlich erschienenen bedeutenden Werke: Vorposten der Gesundheitspflege“

(siehe Nachruf an Dr. S. von Dr. Jordy, Bern, Hygiea, IX. Jahrg., 1. Heft).

Sondereggers fernere speziell hygieinische Thätigkeit in Wort und Schrift fällt mehrfach zusammen mit seinem Wirken in Vereinen und Behörden; sie wird deshalb teilweise auch im folgenden Abschnitte zur Sprache kommen. An dieser Stelle erwähne ich nur noch folgende Arbeiten:

Im *Schulbuch für Ergänzungsschulen des Kantons St. Gallen* hat Sonderegger unter dem Titel: „*Der Mensch*“ einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er nach Erklärung der Menschen-Racen und nach kurzem Abriss der Anatomie über rationelle Ernährung, Verhütung von Krankheiten und Krankenpflege spricht. Er sagt: „Der Mensch hat viel Ähnlichkeit mit einer Maschine; er hat Vieles mit der Pflanze und sehr viel mit dem Tiere gemein. Vom Tiere unterscheidet ihn nicht der aufrechte Gang — die Störche gehen auch aufrecht — und ebensowenig die Fähigkeit, in jedem Klima und bei jeder Speise auszuhalten, und sich über die ganze Erde auszubreiten — das kann auch der Hund —; den Menschen unterscheidet und bezeichnet ausschliesslich die höhere Ausbildung seines Leibes, besonders seines Gehirns und der göttliche Funke der Vernunft, die fähig ist, über sich selber nachzudenken, ihre Tugenden und Fehler zu erkennen und sich zum Glauben an den Urheber aller Dinge emporzuschwingen.“ Im Kapitel „Ernährung“ rühmt er namentlich die Milch als Vorbild aller Nahrung und sagt dann weiter: „Halte deine Haut rein, atme reine frische Luft reichlich Tag und Nacht, iss und trink mit Mass und Verstand und du bist gereinigt. Gott hat die Maschine deines Körpers so weise eingerichtet, dass sie sich häufig selber hilft, wenn du sie nicht gewaltsam misshandelst, und wer mit



blutreinigendem Thee und mit ausleerenden Mitteln dreinfährt, handelt meistens nicht klüger als ein Affe, der eine gefundene Taschenuhr mit einem Kieselstein zurecht klopfen will! Kurz, lasse deine Leber mitsamt ihrer Galle in Ruhe, und wenn du dich angefüllt fühlst, so faste ein paar Tage und trinke gutes Brunnenwasser dazu!“

Von der Haut sagt Sonderegger, man solle bedenken, dass sie kein blosses Packpapier sei. „Schönheit, Gesundheit und Reinlichkeit sind unzertrennlich. Sich zu waschen kostet kein Geld und wenig Mühe und Zeit; in Schmutz zu leben aber kostet viel Geld und bringt uns die Mühsal der Krankheit.“

Im Abschnitt: „Krankheit“ ruft Sonderegger: „Trage Sorge zu deinem Leibe; denn er ist die Wohnung und das Werkzeug deiner Seele.“

„Gottes Gebote sind dieselben, ob sie die Reinheit deiner Seele oder die Gesundheit deines Leibes betreffen.“

„Das Gute kommt von Gott, das Elend von den Menschen.“ „Wann vernehmen wir die Offenbarung Gottes in der Natur? Wann gebrauchen wir die Naturkräfte nicht bloss zum Kriege und zum Morden, sondern auch im Frieden zum Leben?“

Die kurzen Winke über „Krankenpflege“ sind in dem trefflichen Worte resümiert: „Versetze dich im Geiste immer an die Stelle des Kranken und thue ihm so, wie du es selber gern hättest! Sei lieb, sei geduldig mit ihm, auf dass auch andere einmal mit dir geduldig seien!“

1873 legte Sonderegger seinen Kollegen energischere Handhabung der Desinfektion ans Herz und zwar in dem Referate: „Über den jetzigen Stand der Desinfektionsfrage, d. h. über den Schmutz“ (Korrespondenz-Blatt für Schweizer-Ärzte, 1873). Er sagt darin, wir dürfen die praktische

Verwertung der über kontagiöse Krankheiten gefundenen Thatsachen nicht so lange aufschieben, bis wir die Natur des Kontagiums kennen. „Vor dem Feinde hat ein guter Wachtposten den Feldtelegraphen zu benützen, ohne sich lang um das Studium des Galvanismus und der Apparate zu bekümmern, und gegenüber von Krankheiten, die notorisch kontagiös sind, hat der praktische Arzt von allen Theorien unbeirrt Desinfektion zu üben; er kann und muss hierin viel mehr thun als bisher.“ Dann bespricht Sonderegger die zahlreichen ansteckenden Krankheiten, und giebt Anweisung, wie in den einzelnen Fällen, bei Pocken, Cholera, Typhus, Scharlachfieber etc. vorzugehen sei. Er empfahl damals für die persönliche Desinfektion des behandelnden und pflegenden Personals Chlor-Räucherungen in besonders hiefür konstruierten Häuschen, ferner Behandlung der inficierten Zimmer mit Schwefel-Dämpfen etc. Beide Methoden werden heute kaum mehr geübt, entsprechend der bessern Erkenntnis des Wesens der Krankheits-Erreger; allein sie haben gleichwohl grossen Segen gebracht, indem sie zu Vorsicht mahnten und Ärzte und Laien daran erinnerten, dass man gegen die Verbreitung der ansteckenden Krankheiten doch nicht ganz machtlos sei.

1875 und 1880 wurde Sonderegger vom Bundesrate beauftragt, Untersuchungen über die Gesundheitsverhältnisse der beim Bau des Gotthard-Tunnels beschäftigten Arbeiter anzustellen. Über das Ergebnis seiner Nachforschungen erstattete er einen später veröffentlichten Bericht (Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, Band XII). Zunächst schilderte er darin die Luft- und Temperatur-Verhältnisse des Tunnels, das Befinden der Arbeiter in demselben (Abnahme des Appetits, Neigung zu Magen- und Darm-Katarrh, allgemeine Müdig-

keit, Herzzittern etc.), das Leben ausserhalb des Berges (schlechte Ernährung, miserable Wohnung) und endlich die eigentliche Tunnel-Krankheit, welche durch einen Eingeweidewurm (*Ankylostoma duodenale*) bedingt sein sollte. Sonderegger betrachtete diesen zur Zeit seiner Expertisen nur als Komplikation, da sich die meisten Patienten sofort erholten, sobald sie in andere Gegenden versetzt wurden. Typhus und Lungen-Entzündung traten ebenfalls ziemlich häufig auf. Die Verhältnisse waren im ganzen so ungünstig, dass die Arbeiter zumeist bloss kurze Zeit ausharrten; von den 1600—1700, die schon beim Beginn des Werkes angestellt wurden, verblieben bis zum Durchschlag nur ca. 50. Es fehlte vor Allem eine ordentliche Kontrolle der Wohn- und Speise-Einrichtungen.

1880 beschrieb dann Sonderegger im „Korrespondenz-Blatt für Schweizer-Ärzte“ einen Krankheitsfall, der ihn belehrt hatte, dass der genannte Wurm unter Umständen doch ganz allein die Ursache der schweren Störungen sein kann.

Am internationalen Kongress für Hygiene in Genf (1883) hielt Sonderegger einen Vortrag: „*Zur Lehre von der persönlichen Desinfektion*“; er wurde auch zum Berichterstatter über die Verhandlungen der II. Sektion der Versammlung gewählt (siehe Referat in der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, Band XV). In seinem Vortrag empfahl er zur persönlichen Desinfektion wiederum die schon erwähnten Chlor-Räucherungen, für Betten etc. strömenden Dampf. Er sagt dann: „Das kleine Resultat meiner kurzen Betrachtung ist wohl die alte Wahrheit, dass es bei der Desinfektion nicht bloss auf das Mittel, sondern auch auf die Methode ankommt, dass die persönliche Des-

infektion ebenso sehr eine Frage der persönlichen Gewissenhaftigkeit als eine Frage der Technik ist, und dass Ärzte wie Krankenwärter für die Reinheit und Gefahrlosigkeit ihrer Kleider und ihres Körpers nicht weniger verantwortlich sind, als für die Desinfektion ihrer Instrumente und Verbandmittel.“

Im „Korrespondenz-Blatt für Schweizer-Ärzte“, Jahrgang 1883, findet sich eine Abhandlung Sondereggers: „*Vom Unterricht in der Gesundheitspflege in der Schweiz*“ (Zusammenstellung von Erhebungen, nach welchen Dr. Castella synoptische Tafeln für die schweizerische Landesausstellung in Zürich verfasst hat). Er sagt in der Einleitung: „Unsere Zeit steht noch auf dem Boden des alten römischen Rechtsstaates, dessen Grausamkeit sich wenig verändert, ob sie nun vom Feldherrenzelt oder von der Börse aus, vom Parlament oder bloss vom Dorfagnaten gehandhabt werde. Die Humanität, die Liebe zum Menschen an sich, die Sorge für sein leibliches und sittliches Wohl ist ein Zugeständnis, welches man einer alten Bande unverbesserlicher Idealisten überall macht, aber überall auch mit dem Gefühle, nun sehr grossmütig gewesen zu sein, und niemals mit dem heiligen Ernst und den Opfern, mit welchen man in den Krieg zieht, oder sich in eine Eisenbahn-Unternehmung stürzt.“ „Auch in unserm Vaterlande hat die Mission der naturwissenschaftlichen Lebensanschauung ihr Werk begonnen, schüchtern, unbeholfen und lückenhaft, aber notgedrungen und deshalb unwiderstehlich. An manchen Orten ist in aller Stille und als selbstverständlich viel geleistet worden; was aber im Dienste der Volksgesundheitspflege bisher *öffentlich* angestrebt und gelehrt worden, mögen folgende Mitteilungen zeigen.“

Die nun folgende Besprechung der Vorträge und Kurse über Hygieine, wie sie an den einzelnen Schulen der verschiedenen Kantone gehalten wurden, beweist allerdings, dass bis zu genanntem Jahr im ganzen noch nicht sehr viel diesbezügliches geschah. „Wir säen noch wenig Gesundheitspflege und ernten deshalb auch wenig Gesundheit. Die einen Schichten unseres Volkes sind noch viel zu faul und zu vornehm, die andern aber viel zu durstig und zu hungrig, um sich mit dieser socialen Frage ernsthaft zu befassen. Und dennoch wird auch unser Volk die Hygieine verstehen und lieben, der spekulativen Politik überdrüssig, mit seinem Leben und seiner Arbeitskraft haushalten lernen und, wenn auch erst unter dem Druck der Not, seine republikanischen Institutionen zu Ehren bringen. Es ist eine Existenzbedingung der Republik, dass sie in Wissenschaft und Leben den Fortschritt bedeute und dass ihre Sorgfalt für den Einzelnen, auch für den Geringsten, eine mustergültige sei. Die Entwicklung der Hygieine ist ein Massstab für die sociale Stellung der Nationen und ebenso ein Massstab für die moralische Stellung ihrer Ärzte.“

In der gleichen Zeitschrift, Jahrgang 1885, begegnen wir einer Arbeit Sondereggers über „*kleine Isolier-Spitäler*“. Er sagt in derselben, die Massregeln, mit denen die ersten Fälle ansteckender Krankheiten behandelt werden, seien entscheidend für den Gang der ganzen Epidemie; speziell sollte überall für Räumlichkeiten gesorgt sein, in denen man Leute verpflegt, welche, von einer ansteckenden Krankheit befallen, nicht in ihrer Wohnung verbleiben können, weil sie dort eine zu grosse Gefahr für Andere bilden. Solche Absonderungshäuser entsprechen der Feuerspritze, das gewöhnliche Gemeindekrankenhaus der Stellung

der Elementarschule. Der Verfasser zeigt dann an Hand von Beispielen, speziell aus dem praktischen England, dass solche Absonderungshäuser gar keine Paläste sein müssen, sondern in grösster Einfachheit und mit geringen Kosten auch von kleinen Gemeinden erstellt werden können.

„*Was soll unsereiner dabei thun? oder Schule und Gesundheitspflege*“ betitelt sich eine Arbeit Sondereggers, die in den „schweizerischen Blättern für erziehenden Unterricht“, Jahrgang 1888/89, erschienen ist. Der Verfasser vergleicht darin den Arzt mit dem Lehrer und fixiert seinen Standpunkt in der Frage, was gegenwärtig in Beziehung auf Gesundheitspflege von der Schule verlangt werden darf.

„Der Lehrer ist ein Säemann, und der Arzt möchte es werden. Wer noch säen kann, der hofft auch auf eine Ernte und glaubt an eine Zukunft. Die Welt beschuldigt den Säemann, Lehrer oder Arzt, wenn die Saat missrät und ist stolz auf den Jahrgang, wenn sie prachtvoll dasteht. Darum bleibt dem Säemann nichts übrig, als seine Arbeit und sein Saatgut streng zu überwachen, sein Gewissen am Wissen und sein Können an der Kunst zu schärfen und dann — aber erst dann — Lob und Tadel, Erntefest und Hagelwetter geduldig hinzunehmen.“

Sonderegger bespricht ferner die Anforderungen, welche die Hygieine an die Schule stellt und redet von der Schultube, ihrer Luft, dem Licht, der Heizung, der Schulbank etc. „Der von Gott bestellte Anwalt der Kinder ist der Lehrer, der Anwalt der Kranken ihr Arzt; wehe beiden, wenn sie ihres Amtes nicht walten!“

„Die Gesundheitspflege des Gehirns hat viel Ähnlichkeit mit derjenigen des Magens. Wer gut verdauen und gedeihen soll, dem dürfen wir nicht schlecht ausgewählte

und schlecht zubereitete Speisen geben, nicht sehr ein-  
förmige und auch keinen Durcheinander, und endlich  
muss in richtigen Zwischenräumen gegessen und gut ge-  
kaut werden.“ „Die Forderungen der Gehirndiät im engern  
Sinne auszuführen, ist Aufgabe der pädagogischen Kunst,  
die sich zu den Wissenschaften verhält wie die Kochkunst  
zur Lebensmittelkenntnis, wie die Rhetorik zur Grammatik,  
die That zum Grundsatz.“

Der Verfasser redet weiter von den „Schulkrankheiten“  
(„schreckliches Wort!“) und fragt zum Schluss: Soll man  
in der Volksschule Gesundheitspflege lehren? Seine Ant-  
wort lautet: „Ja, aber nur in psychologischer Weise, *in*  
*Anwendung!* Sonst gilt der Satz: Gebt ihr ein Stück, so  
gebt es gleich in Stücken!“

„Wir sind dazu erzogen, moralisch und ökonomisch  
zu denken, und müssen dazu erzogen werden, auch  
hygieinisch zu denken: Das ist Alles.“

Endlich erwähne ich nur vorübergehend, dass Sonder-  
egger dem „Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte“ noch  
zahlreiche Rezensionen hygieinischer Werke, Referate über  
Kongress-Berichte und Beschreibungen von Kurorten ge-  
liefert hat.

Durch all' diese Arbeiten wurde sein Name auch im  
Ausland sehr gut bekannt; er stand mit zahlreichen grossen  
Hygieinikern in direktem Verkehr, und mehrere deutsche,  
französische, belgische, italienische Akademien und medizi-  
nische Gesellschaften ernannten ihn zum Ehren- oder korre-  
spondierenden Mitgliede. Pistor sagt am Schluss eines  
ehrenden Nachrufes in der Deutschen „Vierteljahrsschrift  
für öffentliche Gesundheitspflege“, Sonderegger habe in  
Gemeinschaft mit Georg Varrentrapp in hervorragender  
Weise daran gearbeitet, das Verständnis für öffentliche

Gesundheitspflege zu wecken. „Wohl dem Lande, das solche Ärzte seine Söhne nennt!“

### III. Sondereggers Thätigkeit in Vereinen und Behörden.

„Das soziale Element ist ein wesentliches Merkmal im Begriffe des Menschen überhaupt und ganz besonders ein Merkmal des Arztes: für ihn ist die Isolierung gleichbedeutend mit dem Untergange.“ Diese Worte Sondereggers bilden den Schlüssel zu der Thatsache, dass der vielbeschäftigte, oft so kranke Mann Jahrzehnte hindurch eifrig ärztliche und naturwissenschaftliche Vereinigungen gepflegt hat. Sein thatkräftiges Handeln und seine feurige Rede bildeten den Grund, warum er speziell seinen Kollegen unentbehrlich war und lange Jahre hindurch immer wieder mit Begeisterung vom ärztlichen Zentralvereine zum Präsidenten und zum Vorstande der schweizerischen Ärzte-Kommission gewählt wurde. Aber auch unserer naturwissenschaftlichen Gesellschaft ist er stets nahe gestanden. Er trat ihr 1851 bei und besuchte so oft als möglich ihre Versammlungen. Mehrmals hielt er mit grossem Beifall aufgenommene Vorträge, und eine ganze Anzahl von Jahresberichten enthält geistreiche Arbeiten desselben; ich erinnere speziell an: „*Naturwissenschaft und Volksleben*“, „*Die Volkskrankheiten vom Standpunkte der sozialen Medizin*“, „*Das Herz*“, den *Nachruf an Dr. Seitz* sel. und mehrere Abhandlungen, welche später in ähnlicher Form in den „Vorposten“ erschienen sind.

Während 15 Jahren präsierte Sonderegger den kleinen rheinthalischen Ärzteverein, ein medizinisches Kränzchen, in dem „recht ernsthaft repetiert und diskutiert“ wurde; auf wissenschaftliche Arbeit folgten regelmässig einige Stunden studentischer Fröhlichkeit.



Von der Übersiedlung nach St. Gallen bis zu seinem Tode blieb er ein treues, einflussreiches Mitglied des *städtischen ärztlichen Vereins*; seine grosse praktische Erfahrung belebte regelmässig die Diskussionen, und seine Verknüpfung mit allen schwebenden Standesfragen im engern und weitem Vaterlande verschaffte uns gar oft den Genuss geistreicher Referate und Vorträge.

Ein *kantonaler ärztlicher Verein* existierte während der ersten Jahre von Sondereggers praktischer Thätigkeit noch nicht; er verdankte seine Entstehung folgenden Verhältnissen: 1858 war die Stadt St. Gallen — wie oben gesagt — im Begriff, ein neues „Fremden-Spital“ zu bauen, und die Ärzte Dr. Wegelin und Dr. Steinlin machten die Anregung, dasselbe von vorneherein zu einem kantonalen Krankenhause zu erweitern. 1859 folgte in gleichem Sinn eine Zuschrift des städtischen ärztlichen Vereins an die Regierung, 1860 wandte sich der Gemeinderat an letztere; allein stets lautete die Antwort abschlägig oder blieb ganz aus. Die genannten 2 Ärzte baten, ihre Vorschläge wenigstens einer nähern Prüfung zu unterwerfen; auch dies wurde jedoch abgewiesen. „Da brannte Einer auf, der zu Wyl im Gypsverband angebunden lag (— unser vielverdienter, heute noch jugendfrischer Kollege Dr. Jung —) und schrieb ins ‚Tagblatt‘: Mit vereinten Kräften müssen wir bessere Zeiten suchen!“ Andere antworteten, und am 8. Oktober 1862 wurde in St. Gallen der kantonale ärztliche Verein gegründet. 120 von 148 Ärzten traten demselben sofort bei. Sonderegger wurde Präses und Schriftführer und behielt das Amt 15 Jahre lang. Sofort wurden alle schwebenden ärztlichen Fragen auf die Traktandenliste genommen; man erreichte den Beitritt des Kantons zum Medizinal-Konkordat und be-

schäftigte sich namentlich auch mit der lebhaft blühenden Kurpfuscherei. Bei der betreffenden Diskussion vernahm man, dass auf dem Lande immer nur Medikamente, aber nicht die Besuche des Arztes bezahlt werden. (Ist dies heute viel anders geworden?) „Der Arzt wird dabei aus Selbsterhaltungstrieb ein Krämer und der Patient ein Leibeigener der Apotheke. So lange die Welt vom Arzte nur die Ware und nicht den Geist will, so lange bekommt sie von Rechteswegen Drastica, aber keine Gesundheitspflege.“

Vor allem aber blieb das ständige Thema der Verhandlungen die Frage des *Kantonsspitals*, und Sonderegger wurde „Regimentstrompeter“ im zehnjährigen Kampf um denselben. Man petitionierte an die Regierung; als dies wiederum nichts half, wandte man sich an den Grossen Rat. Es wurden an Amtsstellen, sowie an Ärzte des Kantons Fragebogen gesandt und eine grosse Menge von Thatsachen und Ansichten gesammelt. Sonderegger verarbeitete diese Belege zu der interessanten Schrift: „*Die Spitalfrage im Kanton St. Gallen*. Ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen, im Auftrage des kantonalen ärztlichen Vereins, 1865.“ In der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, dass in St. Gallen die Fürsorge für Arme und Kranke ungenügend sei und dass ein Kantonsspital oder Bezirks-Krankenhäuser notwendig gebaut werden müssen. Früher hatte allein die Kirche für Arme und Kranke gesorgt; schon 720 soll Abt Othmar im Kloster St. Gallen ein Spital für Arme und Pilger, sowie ein Siechenhaus (für Aussätzigte) errichtet haben; dasselbe that eine ganze Anzahl anderer Klöster, wie St. Johann, Pirminsberg, Wurmsbach etc. Die jetzigen *Armenfonde* waren damals ebensosehr *Krankenfonde*. „Der Aussatz nahm ab, das schlechthin so genannte Siechtum

schwand, und Spitäler für derartige Kranke waren nicht mehr nötig. Das Armenwesen ging an die Gemeinden über, und diese benutzten, wenn es gut ging, das Verschwinden der einen Krankheit, um die Siechenfonde in specielle Armenfonde zu verwandeln, als ob mit dem Aussatze jede Krankheit überhaupt aufgehört hätte! Leben und Tod schreiten aber mit bewunderungswürdiger Gesetzmässigkeit über die Erde, und in bestimmten Zeiträumen fordert der Tod bestimmte Prozente der Völker; ob seine Sense Pest und Aussatz heisse oder Cholera und Tuberkulose, das ändert nichts.“ Die öffentliche Krankenpflege ist bald zu einem unbedeutenden Anhängsel der Armenpflege geworden. Das noch 1865 gültige St. Gallische Armengesetz verordnete z. B.: „Wenn in einer Gemeinde ein Kantons-Angehöriger, der daselbst nicht Ortsbürger ist, von einem unvorhergesehenen Unfall oder von einer schweren Krankheit betroffen wird und deshalb ganz schleuniger Unterstützung bedarf, so hat der betreffende Gemeinderat dessen notdürftige (!) Verpflegung und ärztliche Behandlung anzuordnen, bis der Betroffene in seine Heimat zurückgebracht werden kann.“ 35 Gemeinden des Kantons besaßen z. Z. der Abfassung der Broschüre überhaupt kein Armenhaus. „Unsere Armenpflege ist auf Abwege geraten, und giebt sich teilweise dazu her, die Auswüchse eines zerfallenen Familienlebens, einer oft liederlich gehandhabten Gemeindepolizei oder einer sentimentalen Rechtspflege zu verdecken, statt vor allem aus die Kranken und Alten, die Witwen und Waisen zu versorgen.“

Dann frägt Sonderegger: „Warum baut man Spitäler?“ und antwortet: „Weil Pflege dort am ehesten möglich und diese bei den meisten Krankheiten unentbehrlich ist. Gerade die Städte bauen immer mehr Spitäler, trotzdem

dort Ärzte am leichtesten und schnellsten erhältlich sind. Alles Nötige ist im Spital besser, angenehmer und wohlfeiler zu machen und zu besorgen als im Privathause. Ganz besonders sind Spitäler auch notwendig für die Ortsfremden! Der Arzt weiss oft nicht, wer die Geplagtere ist, die kranke Magd oder die gesunde Hausfrau; jedenfalls sind beide unzufrieden mit einander. Knechte und Mägde sind in kranken Tagen rein auf die Barmherzigkeit angewiesen. Der Mensch ist aber nur barmherzig und werkthätig, wenn man es ihm zur Ehrensache oder zur Religionsfrage macht und ihn ein bischen stösst; sich selbst überlassen wird er oft in aller Stille hart und grausam. Die Beispiele hiezu sind bei jedem praktischen Arzte gratis zu haben.“ Die Spitäler sind auch notwendig bei Epidemien, ferner zur Hebung der Bildung des Medizinal-Personals; „sie machen für vernünftige und humane Krankenbehandlung so gut Propaganda als Schule und Kirche für eine vernünftige Lebensanschauung.“ Spitäler baut man endlich auch aus Ökonomie. „Wir Menschen sind solidarisch haftbar für einander; was wir an Einen verschulden, dafür straft uns der Andere; was wir an Schulen versäumen, an Ordnung in Familien und Gemeinden vernachlässigen, das bezahlen wir als Armensteuer, an die Strafrechtspflege und ans Zuchthaus, und was wir an dem Kranken heute ersparen, das holt der Krüppel siebenfach wieder.“ Im Spital aber können wir Kranke viel billiger verpflegen als im Privathause. Dies haben schon viele Kantone eingesehen und darum derartige Institutionen geschaffen; der Kanton St. Gallen aber ist zurückgeblieben.

Sonderegger sagt weiter, man habe geltend gemacht, dass sich bei uns noch kein hinreichendes Bedürfnis nach

einem Spital geäußert. „Treffliches Beispiel vom Herrn Pfleger Obenaus, der alles gut findet, was er gethan, aber bei Kranken immer nur das Allernotwendigste thun lassen will. Welchem Arzt ist es vorgekommen, dass derselbe Beamte, wenn er selbst krank wurde, nur das Allernötigste verlangt hätte. Wollten die Ärzte diesen Masstab des Herrn Obenaus anwenden und alles gut nennen, was sie behandelten, und als selbstverständlich voraussetzen, dass man mit kranken Armen, mit Gesellen und allerlei Volk weniger Umstände machen könne und müsse, als mit kranken ‚Herren‘, dass für jene laue, durchnässende Wasserumschläge und etwas Quecksilbersalbe genügen, während man diesen die im Sommer so teure Eisblase und die kostbareren Blutegel verordnet; würden die Ärzte auch finden, der typhuskranke Numerus sei gut besorgt, wenn man ihn alle 2—3 Tage besucht, während der interessante Fall des Herrn x und y alle Tage mindestens 2 Besuche erfordert; dann würde allerdings der ärztliche Verein schweigen, dann wären manche eingelaufene Berichte besser ausgefallen, dann müssten wir dem Ausdruck ‚gut besorgt‘ einen Kurszettel anhängen und bemerken, dass in einer armen Landgemeinde ‚gut besorgt‘ heisst, was in wohlhabenden und geordneten Gemeinwesen abscheulich genannt wird.“

„Der Staat stellt es weder den Gemeinden noch den Bezirken anheim, wie sie ihre *Gefangenen* bewahren wollen, sondern schreibt die Einrichtung der Arrestlokale vor und nimmt die Verurteilten mit edler Humanität selber zur Hand; aber wie man die *Kranken* versorgt, darnach fragt er nicht, darüber giebt er sich mit kurzen allgemeinen Berichten bald zufrieden; dafür hat er kein Interesse und kein Geld.“

„Wir dürfen nicht vornehm an dem Obdachlosen, an dem erkrankten Dienstboten, Handwerksgehilfen und Tagelöhner, an dem Verunglückten und dem armen Kranken vorübergehen und achselzuckend sagen: ‚Ihr habt es gut genug; wäret ihr in Zürich oder Bündten liegen geblieben, so ginge es euch und uns besser; wir haben eben kein Bedürfnis nach einem Krankenhause!‘ So wird Christian Gallus nicht ferner sprechen; er wird und muss das Bedürfnis anerkennen und es befriedigen!“

„Aber hat sich dieses Bedürfnis im Kanton St. Gallen jemals ausgesprochen? In einem Lande, wo noch kein Spital ist, äussert das Volk auch kein Bedürfnis darnach. Das ist psychologisch richtig, und insoweit hat die äusserst resignierte Antwort, welche 1858 der ärztliche Verein von St. Gallen und das inhaltsreiche Memorandum der Doktoren Steinlin und Wegelin von der hohen Regierung erhielten, volle Berechtigung. Allein fragen wir uns: Hat das Volk je ein Bedürfnis nach der Buchdruckerkunst, nach Eisenbahnen und Telegraphen, nach der Photographie und dem Chloroform geäussert? Hat es ein Bedürfnis geäussert nach einigen geheimen Grossratssitzungen in Eisenbahnsachen oder nach der so wohlthätigen Konversion von 5 Millionen Obligationen in II. Hypothek; hat es je, um Naheliegenderes anzuführen, um ein Irrenhaus gejammert und petitioniert? Ja selbst der allgemeine und obligatorische Schulunterricht und das schweizerische Wehrwesen sind dem souveränen Volk anfänglich von seinen Führern empfohlen und aufgenötigt worden. Aber als die Einrichtungen da waren, wurden sie benützt, täglich mehr und lieber. Die menschliche Gesellschaft hätte jeden Augenblick eine Kriegserklärung für jede Macht bereit, welche diese, ursprünglich vom Genie oder von einzelnen Gesell-

schaften oder Regierungen ihr aufgenötigten Einrichtungen wieder vernichten wollte. So würde es auch in jedem Kanton, der ein Spital hat, mit diesem ergehen; keiner liesse es sich nehmen, überall wird erweitert und umgebaut (auch im kleinen Kanton Unterwalden, höre es, stolzes St. Gallen!), überall befestigt sich die Idee, dass die Barmherzigkeit gegen Kranke und Unglückliche kein Schwindel, sondern gerade der Masstab allgemeiner Bildung und eine Ehrensache weiser Regierungen sei.“

An Hand der regierungsrätlichen Jahresberichte und der eingegangenen Antworten von Beamten und Ärzten zeigt Sonderegger, wie misslich die kranken Armen in den Notfallstuben, Armenhäusern und „Gemeindespitälern“ („mit welchen die Gegenwart ihre Armensteuern zu erleichtern und ihre Sünden zu verkleistern meint“) versorgt seien; er macht darauf aufmerksam, welch' bedenkliche Zustände die Armenhäuser überhaupt aufweisen; aus ihnen „erhalten die Strafanstalten St. Jakob und St. Leonhard so starken Zuwachs und von so miserablen Individuen, dass es sorglos wäre, an dieser Stelle nicht darauf aufmerksam zu machen.“ Selbst in St. Gallen war das Fremdenspital bisher nach Form und Inhalt die schwächste und am wenigsten präsentable Seite des sonst so rührigen und vortrefflich verwalteten Gemeindewesens. „Altstätten hat noch sein jammervolles, altes, wackeliges Häuschen (am Schweinemarkt) mit einem unheizbaren Ofen, zwei schlechten Betten, ohne alles Mobiliar, wo der kranke ‚Fremdling‘ absteigen kann. Die edle Vergabung Marolanis wird dieser moralischen Verunzierung der guten Stadt bald abhelfen.“ Bemerkenswert ist die Thatsache, dass gerade in der Nähe von Städten liegende Landgemeinden mehrfach kleine Spitäler und ordentliche Notfall-

stuben eingerichtet haben, durch das Beispiel ermuntert, nicht umgekehrt durch den Gedanken davon abgehalten, dass ein städtisches Krankenhaus leicht zu erreichen sei.

Endlich erinnert Sonderegger daran, dass der Kanton Hebammen und zur Bildung dieser eine entsprechende Anstalt notwendig haben müsse. „Das Jahrhundert schreitet fort, aber das kleine Entbindungshäuschen steht fest wie Galiläis Sonne!“

Im folgenden Kapitel führt Sonderegger Gründe an, die direkt *gegen* ein Spital geltend gemacht werden.

„Herr Obenaus sagt: Weder Ehre noch Geld ist aufzulesen bei so einem Spital, dagegen viel ungewohnte Mühe und Arbeit, die meine würdevolle Behaglichkeit stört, und das Vaterland staunt nicht deswegen.“

„Herr Ehrlich sagt: Das Volk hat eine Abneigung gegen die Spitäler, und Jeder ist in den Stunden der Not und des Leidens am liebsten zu Hause. Aber wie viele Tausende sind zu Hause heimatlos, und wie viele lässt das hereinbrechende Unglück die Heimat nicht mehr erreichen? Auch die Lage des Kantons ist für ein Spital nicht günstig; wo soll es gebaut werden? Diese Frage kommt zunächst nicht in Betracht, weil jenes keine Notfallstube sein soll. Die momentane Gefahr ist da zu bekämpfen, wo sie ist. Es geht dem Spital wie dem einzelnen Arzte; erfreut er sich eines guten Namens, so giebt es keine Entfernung mehr; hat er das Vertrauen verloren, so findet ihn der Nachbar zu entlegen.“

Ferner fragt Sonderegger: „Haben wir ein Recht, vom Staat eine Leistung für Krankenpflege zu verlangen?“ Er zeigt, wie in den regierungsrätlichen Amtsberichten Medizin und Armenwesen kurz abgetan werden. „St. Gallen hat nicht den Mut, einen Raubmörder zu



töten; aber es hat den Mut, hundertfachem Elende nicht einmal nachzufragen, geschweige denn, es zu mildern; der Staat, welcher alljährlich ein salbungsvolles Bettagsmandat von allen Kanzeln verkündet, ist Pharisäer genug, am Verunglückten, den er am Wege trifft, vorüberzuschreiten und ihm die dünnen Artikel 8 und 14 des Armengesetzes in den Hut zu werfen.“

„Die Summe, die wir für Gründung eines Spitals bedürfen und verlangen, ist beiläufig ein Jahreszins von der Summe, welche der Staat für Eisenbahnen schon ausgegeben hat, und die Summe, welche im schlimmsten Falle der Betrieb eines ausgezeichneten Krankenhauses erfordert, beträgt wenig mehr, als die ‚Bureaustkosten‘ unserer Staatsrechnung. Und wir haben den Mut, von unerschwinglichen Ausgaben zu reden! Wollen und müssen wir Geld haben für alles, nur nicht für die Krankenpflege?“ Sonderegger durchgeht die Finanzen des Kantons und nennt als verfügbare Mittel den Salzfond mit Fr. 385,409, sowie den Bürgerrechtstaxenfond mit Fr. 277,952; dazu kommt ein eventuelles Vermächtnis einer edlen Frau mit Fr. 20,000, und alles zusammen ergiebt die Summe von Fr. 683,361. Damit liesse sich ein Spital von 250 Betten gut einrichten. Sonderegger machte folgende Vorschläge: Jede Gemeinde sollte ihre Krankenstube haben, wie sie ihre Kirche und Schule (bei uns auch ihr heizbares Arrestlokal!) besitzt. Dabei sollte nicht gerechnet werden müssen; manche Leute leben in ordentlichen Verhältnissen, solange sie gesund sind; aber wenn sie krank werden, sind sie arm. Von ihnen sollte nicht verlangt werden, dass sie sich insolvent erklären und mit Weib und Kind ins Armenhaus ziehen, bevor man sich ihrer gratis annimmt. „Es ist Ehrensache, den Gottesdienst und die Elementarschule

auch dem Reichsten umsonst zu geben, — wäre es zuviel verlangt, den Liebesdienst der Krankenpflege (dieses Lebens-  
element des Urchristentums) nicht allen, aber mehreren  
als jetzt, unentgeltlich zu gewähren?“ Jede Gemeinde,  
oder eventuell mehrere zusammen sollen Krankenzimmer  
einrichten für Notfälle; der Staat soll sich dabei nötigen-  
falls finanziell beteiligen, ebenso bei Errichtung von  
Armenhäusern, wenn solche noch nicht existieren. Unter-  
stützungen, welche für Krankenpflege und ärztliche Be-  
handlung aus öffentlichen Kassen geflossen sind, sollen  
nicht den Charakter von Armenunterstützungen haben  
und sind erst dann zurückzuerstatten, wenn der Betreffende  
Fr. 1050 steuerbares Vermögen besitzt. — Sonderegger  
gibt zu, dass mehrere Bezirksspitäler im allgemeinen  
besser wären, als ein Kantonsspital; allein die Errichtung  
würde viel grösseren Schwierigkeiten begegnen, und man  
müsse sich deshalb auf letzteres beschränken. Es solle in  
St. Gallen errichtet werden im Anschluss an das dortige  
neue Gemeindekrankenhaus; nur dann bestehe eine Garantie  
für richtigen Betrieb. Mit dem Baue wären die ver-  
fügbaren Fonde erschöpft; „hätte der Kanton St. Gallen  
das Glück, stets einen Pater Theodosius oder Gustav Werner  
zu haben, der in edler Hingebung immer den Ton fände,  
welcher in jeder guten Menschenseele wiederklingt, so wäre  
es am besten, den Betrieb ganz auf freiwillige Beiträge  
zu stützen und jeweilen so viele Kranke aufzunehmen, als  
die st. gallische Nächstenliebe aufzunehmen erlaubt.“ So  
ist dies aber nicht möglich, und es bleiben als Einnahms-  
quellen übrig: Freiwillige Beiträge und Vermächtnisse  
(„Wem liegt der Gedanke an Leidende näher, als dem,  
der selber leidet? Wer öffnet leichter auch die sparsamste  
Hand als der Tod?“), ein Staatsbeitrag („viel weniger,

als für Landjäger, lange nicht so viel, als für die Verbrecher, das Dreifache unserer Pferde- und Rindvieh-Prämien, also Fr. 30,000 per Jahr bei vollem Hause, sonst weniger“), Entschädigungen der Gemeinden für kranke Bürger, von Krankenkassen und endlich von Pensionären. Es sollen auch die wieder anwachsenden oben genannten zwei Fonde für das Spital kapitalisiert werden, damit allmählich eine Reduktion der Taxen eintreten kann.

Zum Schlusse berührt Sonderegger eine soziale Frage, indem er sagt, man sollte eine Gesindeordnung aufstellen und die Handwerksgehilfen, Fabrikarbeiter und Dienstboten verpflichten, einen geringen Teil ihrer Einnahmen für kranke Tage an Krankenkassen abzugeben (die seither überall eingeführte Institution der obligatorischen Krankenkassen!). Die Broschüre endet mit den Worten: „Es ist nicht bloss eine Ehrensache für den Kanton St. Gallen, in der Vorsorge für Kranke und Hülflöse nicht hinter andern Kantonen zurückzustehen; es ist nicht bloss eine Forderung der Klugheit, sich um das Kapitel der Volksgesundheit zu bekümmern, sondern es ist eine Gewissensfrage für alle, welche durch Amt oder Bildung berufen sind, die Geschicke des Vaterlandes zu vollziehen.“

Die Schrift verfehlte ihre Wirkung nicht; der Grosse Rat dotierte Fr. 300,000; allein damit konnte an den Bau eines Spitals noch nicht gedacht werden. Die Regierung verhielt sich beharrlich passiv, und nur der Chef des Baudepartements, Herr Landammann Äpli sel., verwahrte sich energisch gegen die konstante Abweisung des Spitalprojektes. Als alles Petitionieren und Antichambrieren zu keinem weitem Ziele führte, ergriff Sonderegger nochmals die Feder und schrieb, „im Berufe abgehetzt, krank und unanständig mager, wegen Lungentuberkulose aus

dem Militärdienst entlassen“, eine zweite Flugschrift: *Der arme Lazarus im Kulturstaat, oder die öffentliche Krankenpflege im Kanton St. Gallen*, 1867. In Form von vier ausführlichen Briefen bespricht Sonderegger wiederum die ganze Spitalfrage, indem er die seit der ersten Schrift aufgetauchten Ansichten und Besprechungen kommentiert und manchmal mit blitzendem Feuer die Abwege beleuchtet, auf welche einzelne Spitalgegner geraten waren. Er wendet sich zunächst an einen „Staatsmann“ und sagt: „Was uns das Vaterland teuer und lieb macht, ist nicht die Materie, sondern der Geist desselben; die Menschen sind es, die uns das Leben reizend und das Vaterland teuer machen. Je mehr der einzelne Mensch wert ist und gilt, um so glücklicher ist ein Land; je mehr seine Einrichtungen dem ganzen Menschen gerecht werden und sein physisches, soziales und religiöses Leben beachten und fördern, um so sicherer und stärker steht es da. St. gallischer Staatsmann des XIX. Jahrhunderts! Sie verwenden grosse Zeit und noch grössere Talente an so viele Fragen, welche ein Fremder, oder eine Frau, oder sonst ein Glücklicher, der ‚draussen steht‘, gar nicht begreift, ehe man ihn einen halben Tag unterwiesen und auf den nötigen Standpunkt geschraubt hat: und doch sind alle wirklich wichtigen Fragen des Lebens so einfach! — Sie sind nach langen heissen Kämpfen vom hohen Olymp der Staatskunst herabgestiegen auf den realen Boden der Menschlichkeit, der christlichen Barmherzigkeit, getragen von der Überzeugung, dass Recht und Reichtum und Bildung ohne Barmherzigkeit ein glänzendes Elend ist und Keime des Verderbens in sich trägt; lassen Sie sich darum auch bewegen, dem edlen Zug Ihres Herzens fernerhin zu folgen und auch von Amtes wegen zu thun,

was Sie privatim in so liebenswürdiger Weise üben, wenden Sie auf die Barmherzigkeit, auf die Sorge für Kranke und Arme auch einen Teil der Kräfte, mit welchen Sie die Interessen der Kultur, der Rechtspflege, der Schulbildung, der Waffenehre, der Industrie und des Ackerbaues so mächtig fördern.“

Ausführlich vergleicht Sonderegger nochmals, was der Kanton St. Gallen für Arme und Kranke leistet gegenüber den Nachbar-Kantonen, „die weniger reden, aber mehr arbeiten als wir“. Er nennt zahlreiche Beispiele von schrecklichen Verhältnissen in Armenhäusern, von Härten der Gemeinden gegenüber Kranken (eine Gemeinde verlangte zwangsweise von ärmsten Bürgern Rückerstattung von Krankenpflege-Kosten, während sie gleichzeitig Fr. 600 für ein Sängerkonzert votierte!), von dem Mangel einer Armen- und Waisen-Statistik etc. „Die Hunde haben dem armen Lazarus die Wunden geleckt ohne Rekurs an die Heimatgemeinde!“

Der Kanton Thurgau hat sein Armenwesen streng geordnet, die Armenhäuser werden genau überwacht und vollständige Trennung der Insassen nach Alter und Geschlecht durchgeführt. Zürich verlangt für arme Kranke „vor allem die erforderliche Hülfe“, nicht „notdürftige Verpflegung und ärztliche Behandlung“, wie wir.

Sonderegger postuliert, dass viele Armen-Unterstützungen unter Umständen zurückgefordert werden können, nicht aber Kranken-Unterstützungen. „Der Krankheit und dem Tode gegenüber sollte das ökonomische Verwaltungsrecht aufhören, oder doch gemildert werden.“ „Unsere öffentliche Krankenpflege lässt sich nur mit dem neapolitanischen Schulwesen vergleichen: es fehlt die Elementarschule, auch die Realschule und mit vollem

Recht das Gymnasium, d. h. wir haben weder in den Gemeinden noch in den Bezirken, noch in der Kantons-hauptstadt ein Organ dafür, oder wenn es da ist, ist's Papier und weiter nichts. Von diesem Vorwurf ausgenommen sind nur einzelne reiche Gemeinden und grosse Fabriken.“

„Bekanntlich hört vor der Kirchenthüre die Religion nicht auf, sondern sie muss erst recht kräftig ins Leben eingreifen; ebenso wenig hört vor der Apothekenthüre die Medizin auf, sondern sie muss das ganze Leben erfassen: Luft und Licht, Haus und Schule, Nahrung und Getränke, und da diese wichtigen Dinge auch zum guten Teil allgemein sind und nicht, wie die Kleider, ganz frei ausgewählt werden können, so hat überall, selbst im freien Amerika, die Polizei eine gewisse Aufsicht übernommen; man nennt dies öffentliche Gesundheitspflege — wir haben wenig davon. Bei uns kann man Gift für Wein, Wasser für Milch verkaufen, Bier aus Kupfer- und Blei-Röhren ausschenken, Sodbrunnen neben Jauchetrögen anlegen und benützen, neben mehr als überfüllten Friedhöfen Schulen erbauen, deren Fenster man bei heisser Zeit vor Modergeruch nicht öffnen darf: das scheint gleichgültig für einen Staat, der für juridische Feinheiten täglich ins Feuer geht.“

Das Sanitätswesen des Kantons St. Gallen war zur Zeit der Abfassung der Schrift auch in andern Beziehungen auf sehr niedriger Stufe; z. B. waren die Anforderungen an die Vorbildung von Medizin-Studierenden so geringe, dass nur Uri und Innerrhoden St. Gallen darin noch übertrumpften. Der Sanitätsrat hatte die notwendigen Verbesserungen verlangt; allein der vorsitzende Jurist refusierte dieselben, „weil er es besser wissen muss, wie man Medizin studiert.“

In gerechtem Zorne ruft Sonderegger aus: „Entweder Freigebung der Praxis oder eine ordentliche Sanitätspolizei! Alles andere ist Halbheit und Unglück.“

Wie das Sanitäts- und Armenwesen, so bedarf auch das Dienstbotengesetz notwendig einer Verbesserung! Sonderegger bespricht wiederum die Einführung obligatorischer Krankenkassen und Unfallstuben, damit es nicht mehr passieren könne, wie thatsächlich vorgekommen, dass eine Gemeinde einen armen Fremdling mit Lungenentzündung auf der Pritsche des Arrestes verpflegen — und sterben lasse, weil ihr kein anderes Lokal zur Verfügung steht.

„Der Grossratsbeschluss vom 6. Juni 1866, aus dem Kantonalararmenfonde Fr. 300,000 als Spitalfond zu erheben, ist epochemachend im Staatshaushalte des Kantons, weil er damit die öffentliche Krankenpflege grundsätzlich anerkennt und einführt; aber wenn der Fond mit Zinsen und Einnahmen liegen bleibt, bis er allein, ohne alle weitere Hülfe, stark genug ist, die Spitalfrage zu lösen, so kommen seine Wirkungen erst spätern Generationen zu gute. Also das Werk vollenden!“

Im 2. Kapitel: „An einen Landesvater“, wendet sich Sonderegger gegen die geäusserte Ansicht, dass das vom Grossen Rat erlassene Gesetz über Herbeiführung besserer Krankenpflege vollständig genüge. Dasselbe besagte, dass Schwerkranke, ungenügend verpflegte Kantonsangehörige auf öffentliche Kosten in das Gemeindespital der Stadt St. Gallen verbracht werden sollen; das gleiche Anrecht haben fremde Verunglückte. Ärzte und Gemeinden sind verpflichtet, für die Ausführung dieser Vorschriften zu sorgen. Dies liesse sich wohl hören, wenn St. Gallen immer entsprechen und genügend Platz einräumen könnte;

allein es ist nicht der Fall, am wenigsten in Zeiten von Epidemien. „Die öffentliche Moral hat durch die vieljährige Vernachlässigung des Krankenwesens Not gelitten, und wir sind vielmehr zum Recht erzogen als zur Barmherzigkeit. Mancher respektable Bürger findet die Versorgung seines Knechtes im Spital für überflüssig, geht ihm aber später mit aller Andacht zur Leiche, ohne zu glauben, dass er etwas vernachlässigte. So lange der Kanton nicht unter allen Umständen eine Anzahl leicht zugänglicher, d. h. billiger Spitalbetten hat, ist nicht für sein Bedürfnis gesorgt, und so lange das Armen- und Krankenwesen der Gemeinden nicht anders organisiert wird, ist es eine Unehre und eine Schande für den Kanton, statt eine Ehrensache und ein Masstab der Bildung zu sein.“

Sonderegger bespricht dann die Einzelheiten der Spital-Forderung und berührt vor allem nochmals die Frage, ob die Errichtung eines grossen Kantonsspitals oder mehrerer Bezirks-Krankenhäuser rationeller sei. Prinzipiell wären letztere vorzuziehen; aber in praxi kommt man auf den ersten Gedanken zurück, namentlich weil die Anstellung entsprechender, spezialistisch gebildeter Ärzte wohl in *einer Stadt*, nicht aber in verschiedenen Bezirken möglich ist. Es kommt nur die Stadt St. Gallen in Betracht. Das Kantonsspital wäre „die hohe Schule für Krankenpflege und Barmherzigkeit“, wo Arm und Reich in kranken Tagen dasjenige findet, was ihm häusliche Pflege, Notfallstuben und Gemeindespitäler nicht bieten können. Das Klima von St. Gallen bildet keinen bestimmenden Grund gegen seine Wahl. — Die Frage der Errichtung von Krankentuben in Gemeinden bietet keine grossen Schwierigkeiten: in *guten* Armenhäusern können ein bis zwei Zimmer dementsprechend installiert werden, oder es vereinigen sich



mehrere Gemeinden, Fabriken etc., um ein passendes Haus zu mieten oder sogar zu bauen. Solche Krankenstuben wären Frauenhänden zur Besorgung zu übergeben; „ihnen ist das göttliche Vorrecht der Barmherzigkeit zunächst anvertraut.“ Der Staat sollte alljährlich da und dort die Errichtung solcher Institutionen unterstützen. Erst wenn sie überall durchgeführt sind, erlangen auch die Krankenkassen ihre volle Bedeutung; denn „ohne Garantie richtiger Pflege sind sie Messer ohne Heft“; sie können keine Spitäler einrichten, eher aber betreiben.

Der Staat hat demnach in Bezug auf Krankenpflege 3 Aufgaben:

1. Begünstigung und Organisation von obligatorischen Krankenkassen für *Aufenthalter*;
2. Mithilfe bei Errichtung von Krankenlokalen;
3. Sanitarische Inspektion der Armen- und Kranken-Anstalten.

Sonderegger schliesst das Kapitel mit den Worten: „So gut wir im Kanton St. Gallen jede Schwankung des amerikanischen oder chinesischen Handels verspüren, so gut verspüren wir alle aber auch die Schwankungen der socialen und sanitären Zustände im eigenen Lande. Vernachlässigung der ‚untern Schichten‘, Ignorierung der ‚Fremden‘, Versäumnis der öffentlichen Gesundheitspflege überhaupt, kann bei bürgerlichen Umwälzungen, bei Krieg oder Seuchen, sich furchtbar rächen.“

„An einen Rechner“ betitelt sich der 3. Abschnitt, in welchem der Verfasser an Hand zahlreicher Daten nachweist, dass Erstellung und Betrieb eines Kantons-spitals im Anschluss an das Gemeinde-Krankenhaus von St. Gallen keine für den Kanton unerschwingliche Kosten mit sich bringen würden. „Geld regiert die Welt, sagt

das Sprichwort, die Geschichte aber sagt: der Geist regiert die Welt! Der Geist kann Geld machen, aber das Geld kann keinen Geist machen. Der Grosse Rat des Kantons St. Gallen hat beschlossen, dem Armenfonde Fr. 300,000 für genannte Institution zu entnehmen; allein für den Betrieb sind weitere Fr. 200,000 notwendig.“ Für die Gemeindefrankenstuben, „die Elementarschule der Barmherzigkeit und Nächstenliebe“, sagt Sonderegger, wären keine grossen Summen erforderlich. Im Notfalle kann, wie oben angedeutet, ein Zimmer in ganz gutem Armenhause verwendet werden, wiewohl prinzipiell eine solche Verschmelzung nicht günstig ist. Man soll im allgemeinen „einen Kranken nicht mit einem Bettler und sogar mit einem Schlingel in eine Kategorie und unter ein Dach werfen, und ihm nicht bloss die Wahl lassen, an der Gesundheit oder an der Ehre Schaden zu nehmen.“ Allein wenn auch der kostspieligere Weg eingeschlagen und eine besondere Notfallstube bezogen wird, können die Kosten keine allzu hohen sein, da die Mietzinse auf dem Lande sich in sehr mässigen Grenzen halten. Vielbedürftige und ansteckende Kranke sollen sofort ins Kantonsspital befördert werden. „Die erste Einrichtung von Krankenstuben ist einzuleiten von Gemeinden und Vereinen, unterstützt von denkenden Köpfen und guten Herzen, die zu leben und zu geben wissen, wo die natürlichen Anwälte der Kranken, die Geistlichen und Ärzte, Gebildete und Barmherzige, ihre Schuldigkeit thun, bitten und arbeiten.“ So gut man für Heidenkinder in China und Sklaven in Amerika Spenden erhält, so gut wird das möglich sein für arme Mitbürger. Neben dieser privaten Hülfe muss aber auch der Staat eine kleine Unterstützung gewähren, ebenso die Armenämter und speziell die Krankenvereine. Dann erhält sich das

Institut von selbst. Sonderegger rechnet, dass der Staat für den Betrieb der Gemeindekrankenhäuser jährlich ca. Fr. 10,000 spenden sollte. „Dabei hoffen wir allerdings, im Laufe der Zeit könnte es Regierung und Volk unangenehm berühren, für Erhaltung des menschlichen Geschlechts weniger verwendet zu haben, als für Verbesserung der Rindvieh- und Pferde-Rassen, und glauben, es könnte je nach Bedürfnis der Beitrag an die Gemeinden oder an das Kantonsspital späterhin etwas erhöht werden.“

„Sinn für Krankenpflege ist in der ganzen Welt vorhanden; die Erdbeben der französischen Revolution haben alles erschüttert, nur die Spitäler nicht; die meisten schweizerischen Kantone haben grosse Opfer für Krankenpflege gebracht; Basel z. B. hat nicht einmal freie Schulen für die Bürger und denkt nicht daran, die Schulen auf Kosten der Krankenpflege zu heben.“ „Der arme Kranke im Kanton St. Gallen ist auch jetzt noch ganz buchstäblich der Lazarus, welcher um die Brocken bittet, die vom Tisch unseres Staatshaushaltes fallen, um die Brosamen des Geldes und des Geistes, welche bei dem immerwährenden Bildungsfest übrig geblieben sind. Um Gottes Willen, für die Kranken soviel als für die Pferde!“

Zum Schlusse wendet sich Sonderegger an „Christian Gallus, den Gebildeten und Barmherzigen“ und appelliert an Gewissen und Moral unseres Volkes, dass endlich bessere Verhältnisse für die armen Kranken geschaffen werden. „Ist die Religion nur eine Assekuranz-Anstalt, dann wird sie erbarmungslose Verstandeskritik zu gewärtigen haben — siehe Kirchengeschichte —; ist die Religion nur höhere Polizei, dann drohen ihr immer erschütternde soziale Umwälzungen — siehe Weltgeschichte —; ist die Religion aber eine ‚Kraft Gottes‘, so muss man es im

gemeinen Leben merken, so müssen die Schwächsten am stärksten empfinden, dass sie einem christlichen und gebildeten Staat angehören, so müssen wir einem Fremden unsere Gefängnisse so gut zeigen dürfen als unsere Regierungsgebäude, unsere Armenhäuser so gut als unsere Schulen, unsere Krankenstuben so gut als unsere Kirchen.“ Der Kanton St. Gallen hat vielerlei Fragen trefflich gelöst und steht in vielen Beziehungen im Schweizerland in den ersten Reihen; um so mehr ist es zu bedauern, dass er sich betr. Krankenpflege noch zu keiner Mannesthat hat aufraffen können. „Wir lachen über den Fehler eines Menschen oder Staates, den wir gering schätzen; aber wir werden höchst beunruhigt durch die Gebrechen eines Mannes oder Staates, den wir hochachten und lieben.“

Die einzelnen, Sonderegger zugegangenen Berichte über bisherige Versorgung von Kranken in Armenhäusern entrollen teilweise grauenvolle Bilder: „Betten wie für Hunde“, „die Schwerkranken ohne Bett auf dem Ofen liegend“ etc. Eine Gemeinde verlangte von einem auswärtigen schweren Typhus-Kranken, er möge ins Armenhaus kommen, eine Unterstützung werde nicht gewährt. „War hier“, fragt Sonderegger, „der Unsinn oder die Barbarei grösser, oder wollte man das Armenhaus bei diesem Anlass evacuieren?“ „Das sentimentale Publikum kann nicht schlafen beim Gedanken an das jüdische Schächten der Rinder; aber fremde und arme Kranke lässt man ruhig langsam umkommen.“

Nochmals warnt Sonderegger vor einer weitem Verschleppung der ganzen Angelegenheit. „Jetzt müssen wir Hand anlegen; in Ruhe, im Frieden müssen wir arbeiten, wie sollte es im Kriege oder bei Seuchen gehen!“

In kurzen Sätzen fasst er alle genannten Wünsche zusammen und dringt namentlich auch darauf, dass Armen- und Krankenpflege möglichst getrennt und dass endlich einmal das kantonale Sanitätswesen in rein ärztlichen Angelegenheiten selbständig gemacht werde.

„Christian Gallus, lebenswürdiger und gebildeter Mann! Könntest du doch nur ein Jahr lang den Priester oder den Arzt begleiten und mit offenen Augen in der Nähe sehen, welches Leiden und welche Verwahrlosung selbst inmitten einer wohlhabenden Bevölkerung, geschweige an armen und entlegenen Orten, vorkommt — dich erfasste das Gefühl wieder, mit welchem du am Kranken- und Sterbebette deines Kindes gestanden; du würdest alles liegen lassen und vorab die hilflosen Kranken besorgen; du sähest auf einmal wieder den lebendigen Gott, der, in Krankheit und Armut verhüllt, an den Ehrenbogen und Gabentempeln deiner Feste, an den Türen der Ratssäle und Kirchen steht und dir klagt: Ich bin krank, besuche mich.“

„Gedenke im Glücke des Armen und Kranken, nicht einmal aus Barmherzigkeit, sondern schon um deines Glückes bewusst und für dasselbe dankbar zu werden.“

„Bist du aber selber krank und unglücklich, so hilf andern; das ist das einzige Mittel, dich selber zu trösten; verwandle deinen Schmerz in Wohlthun, dann wird er milder.“

„Und für den Fall, dass du stürbest, schicke allen, welche nicht wie du so weich gebettet und nicht so liebevoll gepflegt worden sind, deinen freundlichen Gruss in den Gotteskasten eines Krankenhauses; solcher milde Nachklang deines Daseins ist das beste Schlummerlied!“

Der kantonale ärztliche Verein acceptierte Sonder-

eggere Broschüre und fügte derselben noch eine Petition an den Grossen Rat bei. Sonderegger versorgte zudem 4 Zeitungen mit „Spital-Artikeln“. — Endlich war das Eis gebrochen, und am 8. Juni 1869 beschloss der Grosse Rat mit 110 gegen 12 Stimmen die Errichtung eines Kantons-spitals in St. Gallen. 1873 wurde dasselbe eröffnet, und 15 Jahre lang vermittelte Sonderegger als Inspektor desselben den Verkehr zwischen „Krankenwagen und Staatswagen“; dann setzte er die Berufung eines Direktors durch, der zugleich Oberarzt einer Abteilung ist. Mit weisem Takte hat er seines Amtes gewaltet und zielbewusst unter mannigfachen Schwierigkeiten das Steuer geführt; überall kam sein organisatorisches Talent, sein Scharfsinn und seine Liebenswürdigkeit zur Geltung.

Einige Jahre nach Eröffnung des Spitals begann Sonderegger das Werk, auch denjenigen Kranken Eingang in dasselbe zu verschaffen, die weder als Kantonsbürger noch als Mitglied bestimmter Krankenkassen Anrecht darauf besitzen, und welche zu Hause nicht zu verpflegen sind; er ging an die Gründung des *Freibetten-Fondes*. Im Verein mit gleichgesinnten Kollegen, speziell den Spital-Ärzten, wurden Fröhliche und Trauernde ermuntert, zu dem guten Werke beizusteuern; Sondereggers zündendes Wort entflammte alljährlich die Erinnerung an die wohlthätige Stiftung; es wurden zu ihren Gunsten Vorträge gehalten oder von edelgesinnten Vereinen Konzerte veranstaltet. So ist die Institution zum bleibenden Denkmal Sondereggers geworden. Von 1881 bis 1897 ist der Fond auf 234,000 Fr. angewachsen; gar manche Träne hat er in Tagen von Armut und Krankheit getrocknet, und je mehr er wächst, desto grösser wird sein Segen. Dann kann er namentlich immer mehr dazu verwendet werden, auch

braven mittellosen *Kantonsbürgern* den Eintritt ins Spital zu ermöglichen, ohne dass sie den bitteren Schritt thun müssen, eine arme Heimatgemeinde um Unterstützung anzugehen. Die Stiftung ist eine private Leistung für das Kantonsspital, verwaltet vom Staate; Sonderegger betonte dies mit Eifer noch in den letzten Wochen seines Lebens, als der Gedanke geäußert wurde, das Kapital zu zersplittern und auch andere kantonale Krankenanstalten daran partizipieren zu lassen. Es giebt überall gute Menschen, die in Freud und Leid ihrer kranken Brüder gedenken; man muss sie nur darum angehen und sich nicht scheuen, an ihre Thüren anzuklopfen. Anfänge für Freibetten-Fonde sind schon an mehreren andern Krankenhäusern gemacht und werden sich gewiss nach und nach ebenfalls zu segensreichen Institutionen entwickeln. „Man täuscht sich niemals, wenn man die Menschen für gut nimmt.“

Ich kehre zu Sondereggers Thätigkeit im ärztlichen Vereine des Kantons St. Gallen zurück und erwähne, dass unter seiner Leitung freudig gearbeitet wurde. Über die ersten 10 Jahre des Bestehens referierte der Präsident in dem Aufsätze: „*Notizen zur Lebensgeschichte des ärztlichen Vereins des Kantons St. Gallen*“ (Korr.-Blatt für Schweizer Ärzte, 1872, pag. 509); hygieinische und allgemein volkswirtschaftliche Fragen (z. B. über Massen-Ernährung) wurden besprochen, über Gemeinde-Asyle, über die Freigebung der Praxis (Sondereggers Referat: „Freiheit, Patent und Schwindel“ s. oben) etc. diskutiert. Sehr viele Themata behandelte der Präsident selbst, so hielt er 1876 einen inhaltreichen Vortrag: „*Sanitätsrätliche Rückblicke in die vergangenen Zeiten des Kantons St. Gallen*“ (Korr.-Blatt für Schweizer Ärzte, 1877, pag. 129). Auch als er

das Scepter niedergelegt, blieb er mit gleichem Eifer dem Vereine treu, besuchte regelmässig seine Versammlungen, hielt Vorträge (z. B. 1892 über *Pettenkofer und Koch*) und referierte namentlich regelmässig über den Stand der grossen sanitären Fragen, welche im Laufe der letzten zwei Decennien die eidgenössischen Behörden beschäftigten. Und welcher von uns Ärzten erinnerte sich nicht an die sprühenden Funken der Tischreden, mit denen Sonderegger regelmässig das an die Arbeit sich anschliessende Mahl würzte? Die geistreichen Worte kamen von Herzen und rissen zu wahrer Begeisterung hin.

Nach dem bisher Gesagten ist es nicht zu verwundern, dass Sondereggers Name bald über die Grenzen des Heimatkantons bekannt wurde. 1870 hatten sich die Ärzte der deutschredenden Kantone zum „ärztlichen Centralverein“ verbunden, und als sich in demselben 1874 die Notwendigkeit eines ständigen Ausschusses zeigte, wurde Sonderegger zum Vorstande desselben gewählt. Gleich darauf lud man die „Société médicale de la Suisse romande“ ein, sich ebenfalls durch Delegierte vertreten zu lassen, und so entstand die „schweizerische Ärzte-Kommission“, deren Präsidium Sonderegger 19 Jahre lang behielt. Eine Darstellung seiner Thätigkeit in dieser Stellung würde eine grosse Arbeit für sich bilden; durchliest man nur die im Korr.-Blatt für Schweizer Ärzte jeweils veröffentlichten Protokolle, so erscheint es kaum verständlich, wie ein vielbeschäftigter praktischer Arzt solch einen Berg von Aufgaben bewältigen konnte. Sonderegger hat es vollbracht, geleitet von edler Begeisterung und von einer weder durch Misserfolg, noch durch Krankheit erlahmenden Energie. Ich muss mich begnügen, die Hauptmomente hervorzuheben. Während der kurzen Zeit von 1879—1882 bestand eine



eigentliche eidgenössische Sanitäts-Kommission (als ungesetzlich wurde sie wieder aufgehoben); sonst war von 1874—1889 (bis zur Ernennung eines Sanitäts-Referenten) die „Ärzte-Kommission“ die Beraterin der obersten Landesbehörden in medizinischen Dingen. Sie hatte den Bundesrat ersucht, in Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege begrüsst zu werden, und erfreute sich offizieller Anerkennung. Speciell während der segensreichen Ära, da Bundesrat Schenk das Departement des Innern besorgte, wurde die Kommission vielfach um Rat gefragt, und Sonderegger hat mit jenem Manne zusammen wesentliche Fortschritte in verschiedener Hinsicht erzielt. Als Schenk 1895 starb, hat ihm Sonderegger im Korrespondenz-Blatt nachgerufen: „Einen Lorbeer auf das Grab des Eidgenossen und des Beamten! Er hat ihn in den höchsten und schwierigsten Stellungen redlich verdient. Eine Träne der Dankbarkeit und der Liebe dem Andenken des Mannes, der durch ein langes Leben voll Arbeit und Kampf ein edler Mensch geblieben, feinführend und energisch, ein bedächtiger, niemals entmutigter Idealist. Er war ein Pionier; eine redliche tapfere Seele, ein weiser Mann!“

Schon bald nach ihrer Konstituierung wandte sich die Ärzte-Kommission an den Bundesrat mit der Bitte, sich der Kranken- und Invaliden-Kassen der Fabrikarbeiter anzunehmen und deren Gründung gesetzlich zu regulieren; in zahlreichen Sitzungen wurde der Entwurf der gesundheitspolizeilichen Paragraphen eines Fabrik-Gesetzes durchberaten; ferner wurde die Erstellung einer Mortalitäts-Statistik und die Durchführung ärztlicher Bescheinigung der Todesursachen auf den Todes-Scheinen mit Erfolg beantragt. 1877 hatte Sonderegger in amtlicher Stellung

eine Kontroverse mit dem Präsidenten des schweizerischen Apotheker-Vereins betr. Selbst-Dispensation der Ärzte; seine Ansicht gipfelte in den Worten: „Bei städtischen Verhältnissen erscheint nur die Receptur, bei ländlichen das Selbstdispensieren als der Ausdruck der socialen Bedürfnisse und der ökonomischen Leistungsfähigkeit.“

Ferner begannen die Verhandlungen über die Impf-Frage und über Errichtung eines Lehrstuhls für Hygiene am eidgenössischen Polytechnikum, beides Themata, welche noch viele Jahre auf der Traktandenliste bleiben sollten. 1878 verfocht Sonderegger die Wichtigkeit der Lebensmittel-Polizei, speciell gegenüber Prof. Vogt, der über dieselbe abgesprochen hatte, weil dabei doch nichts Brauchbares resultiere; es entstanden die *„Präliminarien zur Lebensmittel-Kontrolle in der Schweiz. Traktanden für die Frühlingssitzung des ärztlichen Central-Vereins, 1878“*. Auch die Vorarbeiten für ein Geheimmittel-Gesetz reichen in diese Zeit zurück. Zwei Jahre später verfasste Sonderegger die Flugschrift: *„Der Geheimmittelmarkt“*. In derselben versuchte er an Hand eines grossen Materials dem Volk und den eidgenössischen Räten die mächtigen Schäden des Geheimmittel-Unwesens klar vor Augen zu führen und den Nutzen eines entsprechenden Gesetzes zu beleuchten. Letzteres wurde vom Ständerat angenommen, aber im Nationalrate durch die Bemühungen Karl Vogts leider mit Glanz zu Fall gebracht. — 1879 begannen die Beratungen über ein *eidgenössisches Seuchengesetz*. Im Auftrage der Ärzte-Kommission hatte Sonderegger schon 1877 die *„Petition der Impffreunde, den eidgenössischen und kantonalen Behörden achtungsvollst gewidmet“* geschrieben, welche gegen die Aufhebungsgelüste der obligatorischen Impfung gerichtet war. Die Schrift basierte auf den

Antworten einer sehr grossen Anzahl von Ärzten auf Fragen, welche ihnen Sonderegger zugesandt hatte. Letztere lauteten:

1. Sind Sie nach Ihren Erfahrungen der Ansicht, dass eine erfolgreich ausgeführte Vaccination vor echten Pocken, oder wenigstens vor den schweren Formen derselben auf eine längere Reihe von Jahren schütze?

2. Werden Sie daher die Impfung gesunder Kinder empfehlen?

3. Werden Sie auch die Revaccination empfehlen?

4. Halten Sie dafür, dass die Impfung mit retrovaccinierter Kuh- oder Farren-Lymphe solche Vorteile bietet, dass ihre Anwendung möglichst allgemein anzustreben ist?

5. Sind Sie für Aufrechthaltung der obligatorischen Impfung?

Von 1376 versandten Karten kamen 1168 zurück und zwar mit folgenden Antworten:

Frage 1: Ja: 96 Prozent

„ 2: Ja: 96,5 „

„ 3: Ja: 92,7 „

„ 4: Ja: 66,0 „

„ 5: Ja: 86,4 „

Sonderegger bespricht dann im Einzelnen die Behauptungen der Impfgegner, die dasjenige als Thatsache annehmen, was sie beweisen wollen; er führt Vergleiche von Pocken-Epidemien bei geimpfter und ungeimpfter Bevölkerung an, und giebt die Möglichkeit und Notwendigkeit von Verbesserungen der Impftechnik zu. Ferner betont er die Wichtigkeit von Anzeigepflicht und Statistik. Endlich kommt er zu folgenden Vorschlägen:

1. Abweisung der Petition der Impfgegner;
2. Massregeln zur Verbesserung der Impfung, insbesondere der Militär-Impfungen;
3. Ausarbeitung eines eidgenössischen Seuchengesetzes.

Letzteres beschäftigte Sonderegger immerfort; es wurde im Central-Verein und in der Ärzte-Kommission mannigfach besprochen. Im Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte veröffentlichte jener 1879 „*Beispiele zur Seuchenpolizei*“, indem er namentlich eine in Beckenried auf unverantwortliche Weise vernachlässigte Typhus-Epidemie schilderte, welcher eine grosse Anzahl von Menschen zum Opfer fiel. „Solche Geschichten“, sagt er, „so traurig sie sind, werden keinen Arzt überraschen, und mancher wird ähnliche Erlebnisse zu erzählen wissen. Wenn es uns aber überraschen sollte, mit welcher Andacht Mutter Helvetia die Bulletins über ihre lieben Maul- und Klauenseuche-Patienten herausgiebt, und mit welcher entsetzlichen Gleichgültigkeit sie über Menschengräber hinwegmarschiert, um ein Gesetz zum Schutze des Hochwildes zu erfinden, so müssen wir Ärzte uns sagen: Wir selber sind auch schuld daran! Wir haben die Pflicht, alle Gebildeten und Tonangebenden im Vaterland auf die Verhältnisse, wie sie liegen, aufmerksam zu machen, und diese werden unsern Hülfesruf nicht überhören, noch abweisen!“

„Man isoliert und dislociert, desinfiziert —

Soweit 's den Hausherrn nicht geniert!“

1881 berichtete Sonderegger am gleichen Ort über eine Typhus-Epidemie in Altorf, über die misslichen Zustände der dortigen Wasserversorgung, der Jauche-Gruben, Abfall-Beseitigung etc. Während 8 Monaten des Jahres 1880 betrug in Altorf die Mortalität  $1\frac{1}{3}$  Prozent der Bevölkerung!

Wie bereits gesagt, bildete das Epidemien-Gesetz das Haupt-Thema bei zahlreichen Ärzte-Versammlungen, und Sonderegger schrieb ausserdem eine Anzahl von Artikeln über dasselbe in die „Neue Zürcher Zeitung“; letztere erschienen nachher als besondere Broschüre unter dem Titel: *„Das eidgenössische Epidemien-Gesetz. Eine Humanitätsfrage.“* In sechs Kapiteln wandte sich der Verfasser an das Volk und fixierte zunächst seinen Standpunkt in der Richtung, ob man überhaupt berechtigt sei, ein Seuchen-Gesetz zu erlassen. „Für wen“, sagt er, „machen wir ein Epidemien-Gesetz? Zum kleinsten Teile für die Kranken; diese sind an den Notbehelf der Apotheke gewiesen und dem Standrechte der Statistik verfallen. Kinder und Thoren verlassen sich auf die Specifica gegen ausgebrochene Epidemien; Gebildete aber, welche an den gewaltigen Arbeiten der Naturwissenschaften unseres Jahrhunderts nicht gedankenlos vorbeigegangen und welche nicht dem Cynismus verfallen sind, der sich nur noch für Meerkrebse, nicht mehr für Menschen begeistert, Gebildete und Gewissenhafte wissen allerorts, dass unsere einzige und wirkliche Macht in der Vorbeugung beruht und dass ein Epidemien-Gesetz eine Institution zur Pflege der Kranken, ganz besonders aber zum Schutze der Gesunden, ein Werk der Barmherzigkeit ist.“ „Die Grundgedanken eines Epidemien-Gesetzes sind immer die gleichen, von Moses bis heute: Aufsuchen der Kranken, Isolierung der Ansteckenden, Notspitäler, Behandlung der Kranken, Desinfektion; bei Pocken speciell noch Impfung der Gesunden.“ — Dann bespricht Sonderegger den bundesrätlichen Entwurf und das Minoritäts-Gutachten von Ständerat Cornaz. Der Grundsatz des Entwurfes war der, dass die Oberaufsicht über die Epidemien-Polizei ein Geschäftszweig des eid-

genössischen Departements des Innern, die Ausführung des Gesetzes Sache der Kantone sein soll. Der Bund habe nur dafür zu sorgen, dass in den einzelnen Kantonen nicht allzu grosse Differenzen herrschen und nicht gar zu vorsündflutliche Vorschriften existieren. Mit scharfen Worten kritisiert Sonderegger die Anträge Cornaz'. Dieser erklärte die Centralisation der Epidemien-Polizei für unnütz, „als ob die Epidemien an den Kantonsgrenzen stille ständen!“ Er entschuldigte ferner die grosse Nachlässigkeit bei Gelegenheit einer Pocken-Epidemie in Chaux-de-Fonds mit den Worten: „Es giebt noch ein höheres Princip, dasjenige der Rettung der Menschenwürde und der persönlichen Freiheit!“ „Diese Sorte von Menschenwürde und Freiheit, eine ansteckende Krankheit zu verbreiten, ist schon in Neuchâtel gründlich desavouiert worden und im gewöhnlichen Geschäftsstile nennt man sie einfach eine Schande“, antwortet Sonderegger. Das Cornaz'sche Gutachten hatte viele Beispiele von Übertreibungen der Isolierung, von Roheiten seitens der Ärzte aufgeführt. Mit gerechter Entrüstung ruft Sonderegger: „Die Opposition liebt es überhaupt, alle ärztlichen Massregeln als möglichst roh darzustellen. Wir erbitten uns denn doch den Beweis, dass die Ärzte eine schlechtere Menschenklasse seien, als die Juristen und Staatsräte, welche uns nicht nur bei Epidemien, sondern jahraus jahrein regieren. Noch in allen Epidemien und bei allen Kalamitäten hat die grosse Mehrzahl der Ärzte ihrem Beruf Ehre gemacht, und sie sind berechtigt, Vorwürfe, wie ihnen solche auch in der Geheimmittel-Debatte gemacht worden, als Erbärmlichkeiten zurückzuweisen!“ Dann wird ein Brief des Staatsrates von Neuchâtel besprochen, in welchem derselbe sich gegen das Gesetz wendet und erklärt, Isolierung sei nicht not-

wendig, vorbeugende Massregeln betreffend Ansteckung seien nicht leicht möglich. „Das alles führt ein geistreicher Jurist aus. Das ganze Vaterland würde lachen, wenn eine Ärzte-Kommission ihr Gutachten über eidgenössisches Obligationenrecht abgäbe. Die Kritik möchte schwerlich milder ausfallen, als diese Zeilen. Wenn aber ein Jurist Medizin treibt, dann darf man leider nicht lachen.“ Eine Eingabe des ärztlichen Vereins des Kantons Genf gegen das Gesetz stützte sich auf die Forderung der Wahrung des „ärztlichen Geheimnisses“. Sonderegger erinnert daran, dass bei Seuchen von Haustieren die Anzeigepflicht auch gewährleistet sei, trotzdem dem Einzelnen dadurch grosser Schaden entstehen kann. Wenn das „ärztliche Geheimnis“ so streng gehandhabt werden sollte, dürfte man eigentlich nicht einmal den Todesfall anzeigen. Wo dann eine Vorbeugung herkommen soll, ist nicht klar. — Dem geäusserten Wunsche um Berichte über epidemische Krankheiten in der Schweiz kann Sonderegger nur schwer nachkommen, weil bisher nur an einzelnen wenigen Orten (Basel, St. Gallen) seit Jahren regelmässige statistische Zusammenstellungen darüber gemacht wurden. Er führt eine ganze Anzahl Tabellen über einzelne Epidemien etc. auf und beschwert sich, dass bisher nicht einmal die schon seit mehreren Jahren obligatorische Mortalitäts-Statistik ordentlich durchgeführt werde, geschweige denn eine Zusammenstellung der Krankheiten. „Wir haben unsere Krankheiten und Todesfälle und deren Ursachen so gebucht, wie ein leichtsinniger Fallit seine Gelder. Auch wir werden die Strafe dafür aushalten müssen, welche zwar kein Tribunal, dafür aber die erste grössere Epidemie uns auferlegen wird.“

„Schon 1806 und 1829 haben die Tagsatzungen,

1879 und 1880 die schweizerischen Ärztevereine die Frage des Epidemien-Gesetzes behandelt, und Dr. Fr. Tschudy hat als Präsident der ständerätlichen Kommissions-Mehrheit mit der Gründlichkeit und Klarheit des Naturforschers die Sache studiert und den Gesetzgebern ans Herz gelegt; jetzt soll alles scheitern an der Phrase der persönlichen Freiheit und Kantonal-Souveränität?“ In den „Schlussätzen“ verlangt der Verfasser, dass in der schwierigen Frage des Epidemien-Gesetzes, die specielles Fachstudium erfordere, besonders die Ärzte gehört werden. Er warnt davor, dass auch wir, wie andere Länder, erst durch das schwere Unglück grosser Epidemien klug werden. Endlich erzählt er, vor kurzem habe ein hochachtbarer Genfer erklärt, dass seine Stadt, welche 1855 treffliche Vorkehrungen gegen die Cholera getroffen, dies alles im Falle der Not auch „ohne Bundeshülfe“ wieder thun werde! „Es genügt also von einem Verfahren, dass es eidgenössisch sei, um auch verhasst zu sein. Wenn unser Zusammenhang so klein und unsere Zerfahrenheit wirklich so gross ist, dann sind wir allerdings reif für Epidemien — für noch mehr.“ „Lassen wir uns nicht irreführen durch Doktrinäre! Der Mensch ist immer besser als sein System, und zwischen den romanischen und den deutschen Schweizern ist ein herzliches Einverständnis auch in der Frage des Epidemien-Gesetzes leicht möglich, sobald wir dieselbe ohne Phantasie und vom Standpunkte der Humanität behandeln!“

Die Sprache zeigt, mit welchem Eifer Sonderegger die gute Sache verfochten hat. Wie er in der Selbst-Biographie schreibt, hatte er bei der Diskussion in der Ärzte-Kommission den Standpunkt vertreten, ein Epidemien-Gesetz *ohne* Impfparagraphen den eidgenössischen Räten



vorzulegen. Er drang nicht durch; seine Kollegen betrachteten ein derartiges Vorgehen als Unwissenschaftlichkeit und Unehrllichkeit. Der Erfolg zeigte, dass Sondereggers Befürchtungen berechtigt waren; am 20. Juli 1882 verwarf das Volk das Gesetz mit erdrückender Mehrheit — wesentlich wegen des darin geforderten Impfwanges. Man hat Sonderegger öfters auch später noch Vorliebe zu Opportunitäts-Politik vorgeworfen und ihm dieselbe als Fehler angerechnet; ich glaube, bei anderem Vorgehen hätte er niemals so hohe Ziele erreicht. Seine Kampfweise hat er durch die Erfahrung gelernt.

Das Volk betrachtete Sonderegger als „Vater des Epidemien-Gesetzes“; er wurde bei dessen Verwerfung verhöhnt und ausgepiffen, verlor jedoch den Mut nicht. Er hat auch seine Kollegen, speziell in Olten, mit begeisternden Worten zu tapferem Ausharren ermuntert. „Wir sind abgebrannt, aber wir sind nicht gestorben; wir kommen wieder, wir werden wieder bauen, und das fester!“

Im Jahre 1883 erliess die Ärzte-Kommission einen Appell an die Bundesbehörden, endlich eine allgemeine Verbesserung des Sanitätswesens zu ermöglichen, indem sie darauf hinwies, dass alle andern Staaten uns längst überflügelt haben. Es wurde beantragt, den Budgetposten für Gesundheitswesen von 5000 Fr. auf 8000 Fr. zu erhöhen; allein trotzdem im National- und im Ständerat gewichtige Männer sich dafür verwendet, „musste der homo sapiens erfahren, dass, weil er unter den Säugetieren als das edelste zuletzt erschaffen wurde, er fürderhin auch immer zuletzt drankomme.“ Die Forderung fand keine Gnade, trotzdem Cholera in Sicht gewesen. Letztere drohte auch im folgenden Jahre, die

Grenzen unseres Vaterlandes zu überschreiten, und es wurde im Schosse der Ärzte-Kommission eine von ihrem Präsidenten verfasste, orientierende Flugschrift über die Krankheit besprochen und gutgeheissen. 1892, als der Würgengel neuerdings in der Nachbarschaft wütete, verbreitete die Ärzte-Kommission eine analoge Broschüre: „Zum Schutze gegen die Cholera, herausgegeben von Dr. Sonderegger“, im ganzen Lande. In kurzen, klaren Zügen entwirft der Verfasser ein Bild der Krankheit, bespricht ihre Ursachen, sowie zahlreiche Mittel zu ihrer Vorbeugung und Bekämpfung. Er durchgeht ferner die verschiedenen Sicherheitsmassregeln (Quarantänen etc.) und giebt auch Aufschluss über die Desinfektionsweise von Kleidern, Betten, Zimmern etc. Als wichtigstes Mittel zur Vorbeugung einer Epidemie nennt er mit Recht die Durchführung der *Anzeigepflicht*. „Wie wir für den Kriegsfall einen sorgfältig ausgearbeiteten Mobilisationsplan besitzen, dessen Beschränkung wir als Verrat am Vaterland empfinden würden, und wie wir für unsere zahlreichen Feste überall die weitgehendsten Vorbereitungen treffen, die freudig übernommen werden, so müssen wir auch für den Fall einer Epidemie genau wissen, was wir zu thun haben, und wie wir es anstellen sollen.“

1884 reichte die Ärzte-Kommission dem Bundesrat einen neuen Entwurf für ein Epidemien-Gesetz ein, *ohne Impfparagraphen* und leider auch ohne Gewähr, dass dasselbe ausgiebige vorbeugende Massnahmen erlaube. Auch Sonderegger musste sich in Anbetracht der Verhältnisse damit einverstanden erklären; „als gute Ärzte müssen wir das, was wir nicht ändern können, mit aktiver Geduld hinnehmen und auf unserm Posten unsere Pflicht thun.“ Das Gesetz wurde am 2. Juli 1886

von den eidgenössischen Räten angenommen und trat in Kraft, da das Volk das Referendum dagegen nicht verlangte. Anschliessend hatte Sonderegger mit mehreren Kollegen eine ganze Anzahl kantonaler Vollzugs-Verordnungen zu dem Gesetze zu begutachten.

Im Jahre 1885 hatten auch die italienisch sprechenden Ärzte der Schweiz Vertreter in die Ärzte-Kommission gesandt, und letztere gab sich 1887 eine bestimmtere Organisation. Vor allem wurde festgesetzt, dass ihr Präsident nicht eo ipso auch Vorsitzender des „ärztlichen Centralvereins“ sein müsse. Sofort gab Sonderegger letztere Stelle ab. „Ich habe das unbestreitbare Verdienst, dem ausgezeichneten Elias Haffter Platz gemacht zu haben. Ein rechter Verein muss frische Präsidenten wählen, und alte müssen freiwillig gehen und nicht warten, bis man sie ohne weitere Komplimente entlässt.“

Wiederum ging dann eine Eingabe an den Bundesrat betr. Verbesserung des Hygiene-Unterrichts von Stapel, ferner wurde der Wunsch nach Ausgabe eines jährlichen eidgenössischen Sanitäts-Berichtes ausgesprochen, und 1888 referierte Sonderegger am Ärztetag in Lausanne über den Stand des schweizerischen Sanitätswesens zu jener Zeit. Er betonte dabei, wie wenig das Epidemien-Gesetz eigentlich nützen könne, da alles Wichtige weggelassen werden musste. „Das Wesentlichste ist, dass der Bund uns zahlen hilft; Ideen giebt er uns nicht, aber Geld, viel Geld!“ Dann besprach er die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Schaffung einer ärztlichen Vertretung im eidgen. Departement des Innern, von der aus sanitäre, statistische Untersuchungen eingeleitet, das Geheimmittel-Unwesen bekämpft und die Epidemien-

Polizei überwacht werden könnten. „Es soll eine Centralstelle ohne wissenschaftliche Aufgaben und ohne polizeiliche Befugnisse, aber ein Bureau zur Auswechslung aller Statistiken und Gesetze und zur Anbahnung übereinstimmender Massnahmen sein.“ Endlich erinnert Sonderegger wiederholt an die Wichtigkeit der Schaffung von Sammlungen und Laboratorien für den Hygiene-Unterricht.

Bei der gleichen Ärzte-Versammlung war die Anregung gemacht worden, behufs Vereinheitlichung des Medizinalwesens eine Revision der Bundesverfassung anzustreben; die Ärzte-Kommission beschäftigte sich im Laufe der nächsten Jahre mehrmals mit dieser Angelegenheit, und Sonderegger vertrat den Standpunkt, das eigentliche Medizinalwesen sei den Kantonen zu überlassen, während Fabrik-Gesetzgebung, Lebensmittelpolizei, Demographie und Statistik besser centralisiert würden. Die kantonalen Vereine erhielten die Frage zur Diskussion, und ihre Mehrzahl sprach sich *gegen* eine eigentliche Verfassungsrevision aus; man neigte sich mit der Ärzte-Kommission der Ansicht zu, dass manche Verbesserungen auch auf einfacherem Wege zu erreichen seien.

1889 erteilte der Bundesrat Sonderegger den Auftrag, ein Gutachten über Errichtung eines schweizerischen Hygiene-Institutes einzureichen. Er schrieb die Broschüre: „Das Hygiene-Institut, eine schweizerische Hochschule für Gesundheitspflege.“ Zunächst schildert er in derselben, was andere Staaten in dieser Beziehung leisten; er berichtet ausführlich über die deutschen Institute, speziell die Musteranstalten von München und Berlin, und zeigt, wie von ihnen die Würdigung der Stellung und der praktischen Bedeutung der Hygiene ausging, wie sie es ferner zu stande gebracht, „dass die experimentelle Hygiene

lebensfähig geworden und sich nicht mehr aus der Welt schaffen lasse.“

Auch die Verhältnisse der übrigen deutschen, sowie der österreichischen, französischen, englischen, holländischen und amerikanischen Institute werden beschrieben, und dann fragt Sonderegger, was diesbezüglich bisher in der Schweiz geschehen sei. Lausanne und Neuchâtel zeigen ordentliche Anfänge, und auch die Hochschule Zürich hat ein relativ gut ausgestattetes Institut. Wir müssen aber eine *Centralstelle* haben, welche die Vermittlung und Verwertung der hygieinischen Wissenschaft besorgt. „Wenn der Staat nichts für Gesundheitspflege thut, thut das Volk auch nichts. Geheimmittelschwinder und Lebensmittelfälscher haben die moderne Wissenschaft besser verstanden und ausgebeutet, als die Regierung es gethan.“ Endlich giebt Sonderegger in den Grundzügen den Plan eines schweizerischen Hygieine-Institutes; er verlangt einen grossen Bau, mit Museum, genügenden Laboratorien, 2 Professoren und Assistenten und berechnet die Betriebskosten auf 60,000 Fr. pro Jahr. „Viel Geld! Aber doch nur ein Monatszins unseres Militär-Budget! Halb soviel wie für die Kunst!“

Während bisher die Universitäten sich betr. Verbesserung des Hygieine-Unterrichtes vollständig passiv verhielten und die Ärzte-Kommission in ihrer grossen Mehrheit eher für ein *centrales* Institut gestimmt hatte, erwachten die Hochschulen plötzlich nach dem Gutachten Sondereggers und wünschten Verteilung eines eventuellen Kredites an ihre Anstalten. Auch die Mehrzahl der Mitglieder der Ärzte-Kommission stimmte nachträglich *gegen* Sondereggers Antrag. Soviel war indessen erreicht, dass man endlich aus ~~der~~ Gleichgültigkeit auf-

gerüttelt wurde und die ganze Sache in Fluss kam. Die Universitäten führten wesentliche Verbesserungen ein, und 1891 wurde auch die Creirung eines Lehrstuhles für Gewerbe-Hygieine am eidgenössischen Polytechnikum beschlossen. Das Hauptverdienst, letztern Fortschritt endlich erreicht zu haben, legt Sonderegger seinem Freunde, Fabrikinspektor Dr. Schuler bei. „In Deutschland hat man mit der Militär-Hygieine angefangen, in der Schweiz mit der Gewerbe-Hygieine; das Ergebnis ist demnach: Volksgesundheitspflege.“

Im April 1889 wurde ein anderes, seit Jahren erstrebtes Ziel erreicht: Bundesrat Schenk entschloss sich, bei Gelegenheit der Reorganisation seines Departements Sondereggers oft geäußerten Wunsch zu erfüllen und im statistischen Bureau einen *Sanitäts-Referenten* anzustellen. Dieser sollte die gewaltige Menge von Arbeit übernehmen, die namentlich aus dem Epidemien-Gesetz entsprang und die bisher Sonderegger ohne amtliche Stellung besorgt hatte. Die Ärzte-Versammlung in Lausanne disputierte lange über die Angelegenheit, und es war zu befürchten, dass neuerdings eine Verschleppung eintrete. Da entschloss sich Sonderegger zu raschem Handeln, er empfahl dem Bundesrate von sich aus, die Stelle mit Dr. Schmid in Altstätten zu besetzen. „Da ich aus Not, nicht aus Herrschsucht die Gelegenheit beim Schopfe genommen, liessen mich alle Vorwürfe über Vergewaltigung kühl!“ Sonderegger ruhte nicht, bis er endlich noch einen weitem Fortschritt erreicht, und bis die rasch anwachsende Arbeit des Sanitäts-Referenten auf mehrere Schultern verteilt wurde. Als 1893 Cholera-Gefahr die Gemüter erschreckte und die Wichtigkeit vorbeugender Massnahmen in Erinnerung rief, durfte Schenk, veran-

lasst durch Sonderegger, das Wagnis unternehmen, die Anstellung eines weitem Arztes und des nötigen Bureau-Personals zu beantragen und damit ein bescheidenes, aber selbständiges *Gesundheitsamt* zu schaffen. Der Antrag wurde acceptiert. „Nun steht“, schreibt Sonderegger, „der Sanitätsdienst auf gesetzlichem Boden, und wenn er sich nicht leistungsfähig entwickelt, so liegt die Schuld an den Ärzten.“ „Ich danke Gott, dass ich das noch erlebt. Nun ist mein Programm erfüllt. Ich kann gehen. Vivat sequens! Laboret sequens.“

Am 28. Oktober 1893 legte Sonderegger das Präsidium der Ärzte-Kommission nieder, blieb jedoch als einfaches Mitglied in derselben; in ausführlichem Referate berichtete er noch über die laufenden Geschäfte und die Aufgaben, welche für die nächste Zukunft bevorstehen. Sein Nachfolger wurde Professor Kocher.

Im gleichen Jahre wurde Sonderegger in die grosse Kommission zur Beratung eines eidgenössischen Kranken- und Unfall-Versicherungs-Gesetzes gewählt und nahm an ihren Beratungen sehr lebhaften Anteil. Mehrmals referierte er in den ärztlichen Vereinen über die Fortschritte der Arbeiten, so in Bern und Olten 1893 und in Zürich 1894.

Wie Sonderegger das treibende Moment der Ärzte-Kommission war, so hat er auch als bewegende Kraft die allgemeinen Versammlungen der Schweizer-Ärzte geleitet. Seine geist- und inhaltreichen Eröffnungsreden brachten von vorneherein eine weihevollte Stimmung hervor, und sollte das nachfolgende Mahl die richtige Würze erhalten, so gehörte ein Sonderegger'scher Toast dazu. Die zahlreichen Reden sind so abgerundet, dass

es thöricht wäre, einen Auszug daraus zu geben; ich erachte es deshalb als das Richtigste, eine Anzahl derselben am Schlusse meiner Arbeit wörtlich folgen zu lassen.

Ich kann nicht von Sondereggers Thätigkeit im Kreise der Schweizer-Ärzte scheiden, ohne der zahlreichen Nachrufe zu gedenken, die er verstorbenen Kollegen im „Korrespondenz-Blatt“ gewidmet; er hat in pietätvoller Sprache gar manchem intimen Freunde: Wild-Brunner, Seitz, Wegelin, Zehnder, Züblin, Rheiner etc. ein Denkmal gesetzt, aber auch vielen braven Ärzten, die ihm sonst ferne gestanden, liebenswürdige Worte der Erinnerung geweiht. „Es ist nicht nur eine Forderung der Pietät,“ sagt er, „sondern in unserer vielbewegten Zeit auch lehrreich, wenn wir abgeschlossene ärztliche Lebensbilder betrachten. Wir Ärzte sind kurzlebig, wie die Statistik sagt, und wir werden bald alt, wie wir selber fühlen.“

Endlich erwähne ich noch kurz Sondereggers Wirken für die *schweizerische gemeinnützige Gesellschaft*; auf ihre Veranlassung verfasste er 1894 die populäre Broschüre: „Tuberkulose und Heilstätten für Brustkranke in der Schweiz“. Sie war bestimmt, Propaganda zu machen für die Idee, Sanatorien für unbemittelte Lungenkranke im Gebirge zu errichten. Ihre klaren Worte haben Licht geschaffen über das Wesen der tückischen Krankheit, über die Mittel und Wege ihrer Bekämpfung, und sind nicht ungehört verhallt. Zahlreiche Barmherzige haben ihr Scherflein zur Ausführung der Idee beigetragen, und in einer ganzen Anzahl von Kantonen ist das Projekt bereits verwirklicht oder der Ausführung nahe.

\* \* \*

\*



Ich gehe zu Sondereggers Thätigkeit in den *Behörden* über und berühre zunächst seine Stellung im *Sanitätsrat* und der *Sanitäts-Kommission* des Kantons St. Gallen. Während voller 33 Jahre hat der unermüdliche Mann darin gewirkt und an den zahlreichen, wesentlichen Fortschritten, deren sich das kantonale Medizinalwesen in dieser Ära erfreute, hervorragenden Anteil genommen. Er half viele Gesetze und Verordnungen vorbereiten, verfasste zahlreiche belehrende und anregende Kreis-schreiben an die Ärzte des Kantons und war vor allem der geistreiche jährliche Berichterstatter über die Thätigkeit der verschiedenen sanitären Institutionen. Er stellte in Fortsetzung früherer bescheidener Anfänge die Jahresberichte der Gesundheitskommissionen, Physikate und Kranken-Anstalten zusammen, überall seine treffenden, ermunternden und, wenn nötig, scharf kritisierenden Bemerkungen hinzufügend. Von Jahr zu Jahr wurden neue Gebiete herbeigezogen, immer mehr Leben den statistischen Zahlen entlockt, und das stets anwachsende Büchlein hat sicher wesentlich dazu beigetragen, edlen Wettstreit der beteiligten Kreise anzufachen. „Druckerschwärze stärkt das Gewissen.“

Sonderegger war ferner während vieler Jahre Mitglied der Prüfungsbehörde für das medizinische Konkordats-, später jener für das eidgenössische Medizinal-Examen. Er examinierte über das „was niemand wollte: Heilmittellehre und gerichtliche Medizin; und dann noch das, was niemand wusste: Hygieine.“

Endlich gehörte der sonst schon vielbeschäftigte Mann auch noch mehr als 20 Jahre lang der gesetzgebenden Behörde unseres Kantons, dem Grossen Rate, an. Er beschränkte darin seine aktive Thätigkeit auf

sanitäre Fragen. „Wer überall mitschwätzt, bewundert nur sich selber und das ohne Nebenbuhler. Des Menschen Hirn ist eine einplätzigige Chaise; 2 Passagiere zusammensitzen immer schlecht und fahren langsam. Mancher aber hält seinen Kopf für einen Omnibus, lässt alle neun Musen einsteigen und merkt nicht, dass er unter der allgemeinsten Teilnahme und Hochachtung — gar nicht vom Flecke kommt.“ Schon 1874 brachte Sonderegger in der Behörde ein Gesetz über Lebensmittelpolizei und 1876 ein solches über öffentliche Gesundheitspflege durch; er hatte diesbezüglich in den „Schweiz. Blättern für Gesundheitspflege“ eine Abhandlung geschrieben: „Ueber Entwicklungsgeschichte und heutigen Stand der öffentlichen Gesundheitspflege im Kanton St. Gallen.“ Das Gesetz ermöglichte die Anstellung eines Kantons-Chemikers und die Errichtung eines entsprechenden Laboratoriums. Man hatte das Glück, gleich den richtigsten Mann für die Stellung zu finden; wer wollte die treffliche Institution heute noch entbehren?

Im Jahre 1884 begannen die Vorbereitungen für Errichtung eines kantonalen Asyls für Altersschwache und Unheilbare, und nachdem Regierungsrat Dr. Ferd. Curti, welchem wir Anregung und Idee dafür verdanken, wegen Departementswechsels sich der Sache nicht mehr intensiver annehmen konnte, wurde Sonderegger nochmals „Regimentstrompeter“. „Bei den Budget-Beratungen blies ich Sturm, sonst ein Adagio.“ Im Auftrage des kantonalen ärztlichen Vereines schrieb er die Broschüre: „Das Asyl für Unheilbare und Altersschwache“, welche in allen Gemeinden verteilt wurde. Er sagt darin: „Am Krankenbette der Individuen und der Staaten steht die Hoffnung; wo keine Hoffnung, ist der Tod zu gewärtigen, und die

Resignation, mit der er erwartet wird, flösst uns Hochachtung ein bei Individuen, Mitleid bei Staaten.“ „Das St. Gallische Volk ist guten Herzens, und vor seinem Veto ist nichts so sicher, wie ein Gesetz der Barmherzigkeit und zur Hülfe. Nur einzelne Personen sehen die Sache als Humanitäts-Schwindel an, weil sie das Elend des Volkes nicht kennen.“ Dann führt der Verfasser den Leser durch die Vergangenheit des st. gallischen Armen- und Kranken-Wesens und giebt einen Abriss der Gründung des Kantonsspitals, in der Hoffnung, das Asyl müsse nicht ebenfalls solche unerquickliche Stadien durchlaufen. Er sagt, dass die Entwicklung des Kantonsspitals und der Irrenanstalt darunter schwer leide, dass beide von Unheilbaren überflutet sind. Für letztere ist bisher nur in einzelnen Gemeinden, nicht aber von Staatswegen gesorgt worden, während andere Kantone, so Zürich, Waadt, Bern etc. Bedeutendes leisten. Sonderegger bittet den Grossen Rat um Abhülfe, indem er darauf hinweist, dass speziell die in Aussicht stehenden Einnahmen des Alkohol-Monopols vorerst ganz für die Errichtung eines Asyles verwendet werden sollten. „Die mit so starker Mehrheit erfolgte Annahme der Alkohol-Vorlage war eine grosse That republikanischer Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, hervorgegangen aus dem Volksgewissen, aus dem Gefühle der Verschuldung und dem Bedürfnisse der Sühne. Die Politik hat in den Gemeinden viel versäumt und mit einer gedankenlosen und grausamen Gewerbebefreiheit oft viel versündigt; nun ist die Zeit gekommen, einen Teil des aufgelaufenen sozialen Elends zu heilen. Anstatt der Nebelbilder von Demokratie müssen wir dem Volke demokratische Thaten zeigen.“

Die Stimmung für Errichtung eines Asyles wurde

günstig im Volke; es erhob sich nur der Streit um die Platzfrage, und nach grosser Redeschlacht entschied sich der Grosse Rat im November 1888 für Wil. Ein Jahr später wurde das ganze Gesetz über Gründung einer Anstalt für Altersschwache und Unheilbare fast einstimmig angenommen. Mit jugendlicher Begeisterung freute sich Sonderegger der Entstehung des neuen Institutes, er half bei dessen Organisation tüchtig mit und verblieb bis zu seinem Tod in der Aufsichtsbehörde.

1891 verteidigte Sonderegger als Präsident einer grossrätlichen Kommission das von der Regierung vorgelegte Gesetz zur Versorgung von Gewohnheitstrinkern; es wurde angenommen. Und endlich unternahm der Mann sein letztes philanthropisches Werk, indem er im November 1892 dem Grossen Rate eine Motion vorlegte, „die Lage der 699 in kantonalen Armenhäusern untergebrachten Kinder zu untersuchen und zu verbessern.“ Es ist unschwer zu erraten, was Sonderegger zu der Anregung veranlasst hat. Seine langjährige Thätigkeit in ländlichen Verhältnissen, das persönliche Kennenlernen der traurigen Zustände der Waisen in den Armenhäusern, die zahlreichen erschreckenden Berichte, die ihm bei Anlass der Spital- und Asyl-Broschüren durch Jahre zugegangen waren, dies Alles liess ihm an seinem Lebensabende keine Ruhe; er musste den Krebschaden beleuchten und ihn zu verbessern suchen. Die Motion hatte einen wunden Punkt getroffen und wurde einstimmig angenommen. Sofort fing Sonderegger an, neues Beweismaterial zu sammeln; er sandte wiederum Fragebogen an alle Mitglieder des Grossen Rates, an die Ärzte, Geistlichen und an alle Lehrer, welche mindestens 10 Jahre im Amte standen. Zahlreiche Antworten gingen ein, und keine einzige Gemeinde blieb

zurück. So konnte Sonderegger über 300 Berichte zu der Broschüre zusammenstellen: „Waisenkinder im Kanton St. Gallen. Eine Bittschrift an die öffentliche Meinung.“ Zunächst erinnert er an die Wichtigkeit der ganzen Frage und beweist, wie manche Zuchthaussträflinge von 1878—93 aus den Armenanstalten hervorgegangen sind, annähernd 2 pro Jahr. „Das ist Brandgeruch, und jeder Hausbewohner ist verpflichtet, nachzusehen, wo es brenne, und löschen zu helfen, so gut er es vermag.“ Nach einem historischen Rückblick auf die Gesetze über Armen- und Waisenversorgung im Kanton beginnt er die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse, und die einzelnen Pinselstriche vereinigen sich zu einem Gesamtbilde höchst düsterer Färbung. Es musste sich jedem denkenden Leser die Ermahnung aufdrängen, dass sofortige Hülfe dringend nötig sei. Ein Vergleich mit den entsprechenden Zuständen in den Nachbarkantonen zeigt, dass die Waisenversorgung in Appenzell, Zürich, Thurgau, Glarus etc. wesentlich besser ist als bei uns. In den „Vorschlägen zur Abhülfe“ weist der Verfasser darauf hin, dass das Armengesetz von 1835 für seine Zeit ganz gut war, jetzt aber nichts mehr taue und zu ersetzen sei. Er verlangt Entfernung der faulen und liederlichen Personen aus den Armenhäusern, selbst wenn sie gute Arbeiter sind, Erweiterung der Zwangsarbeits-Anstalten und Vereinigung benachbarter Gemeinden zur Errichtung gemeinschaftlicher eigentlicher *Waisenhäuser*. Versorgung der Waisen in Familien wäre das Ideal; allein es ist schwer zu erreichen. „Wie schwer etwas zu finden sei“, sagt er, „hängt wesentlich ab von dem, der sucht. Machen wir die Waisenversorgung hübsch geschäftsmässig ab, etwa wie die Vergebung einer Kieslieferung, dann wird viel Schlimmes in Erfüllung gehen.

Wir müssen aber wenigstens jenen Bauer zum Muster nehmen, der ein schönes Tierli auf die Alp gibt. Wie fragt er nach! Wie geht er es zu besuchen! Was sagt er, wenn es nicht gut besorgt ist! Der Artikel 5 im Gesetze von 1881 hat wohl an diesen Bauer gedacht und Nachschau verlangt. Wo war sie? Wo ist sie?“

„Die Gemeinnützige Gesellschaft der Stadt St. Gallen gibt uns ein lehrreiches Beispiel, wie man es machen muss, wenn es gut werden soll. Sie versorgt missratene Buben bei Familien. Sie findet Familien, bleibt mit ihnen und den Pfleglingen in stetem Verkehr — und erreicht Erfolge. Dazu braucht sie einen einzigen Mann, aber einen ganzen, hingebenden, für seine Aufgabe begeisterten Mann. Ein solcher Offizier ist eine ganze Armee wert. Warum sollte der Staat nicht auch solche Männer finden, welche die Waisenversorgung an die Hand nehmen wollten? In einer Gegend werden Waisenhäuser, in der andern wird Familien-Versorgung das Richtige sein. Natürlich muss der Staat, der die Oberaufsicht führt, ökonomisch nachhelfen. Nur ein Geizhals erwartet, dass alle andern nobel seien, er allein ‚schäbig‘ sein dürfe. Der Kanton St. Gallen soll auch da nur seinen bisherigen Grundsätzen folgen. Er hat sich noch allemal gross gezeigt, sobald er der Ansicht war, dass es nötig sei.“ Der Verfasser fixirt dann seine bestimmten Verbesserungs-Anträge, wie sie im Wesentlichen später auch acceptiert wurden, und bespricht anschliessend die finanzielle Seite seiner Vorschläge.

„Wir haben kein Geld! Wo hat man das nicht gesagt, bei welcher Kirche, bei welchem Schulhaus oder Spitale, bei welchem gemeinnützigem Unternehmen überhaupt? Schliesslich waren die Thaten immer besser als die Worte. Wer das Leben und Treiben der Menschenfamilie einige

Jahrzehnte mit angesehen hat, dem imponiert diese Ausrede ganz und gar nicht mehr. Man hat immer Geld, wenn man will, und niemals Geld, wenn man nicht will.“ Die Auslagen werden keine unerschwinglichen sein und den einzelnen Bürger nicht fühlbar belasten.

„Als im Mai 1892“, sagt Sonderegger zum Schluss, „ein zum Tode verurteilter Raubmörder zu begnadigen war, hat ein hochverdienter Mann ‚in dem ernstesten Momente, da es sich um das Leben eines Menschen handelt‘, unser Herz angerufen, und es hat würdig geantwortet, hat begnadigt. Wenn aber Waisenkinder vor uns erscheinen, mit dem schauerlichen Verbrecherrodel in der Hand, und uns flehentlich bitten, dass wir sie nicht schlechter behandeln, als in vielen andern Kantonen üblich, dann sollten wir sie nicht hören? Soviel Umstände mit einem einzigen Raubmörder und so wenig Umstände mit einer Schaar unschuldiger Kinder; ausnahmsweise barmherzig, in der Regel hartherzig und immerdar heuchlerisch? Da sind wir nicht dabei, und noch genügt es im Kanton St. Gallen, diese Sündenrechnung aufzudecken, um sie auch so gut als möglich zu tilgen, indem wir Fürsorge treffen, dass keine neue auflaufe!“

Die Regierung legte dem Grossen Rate einen entsprechenden Gesetzes-Entwurf vor. Als Berichterstatter der Kommission leuchtete Sonderegger nochmals mit zündenden Worten in die Dunkelheit der bisherigen Verhältnisse, und seine Rede machte tiefen Eindruck. Wohl gab es mancherlei Opposition, und Sonderegger sollte die definitive Annahme des Gesetzes nicht mehr erleben. 2 Tage vor seinem Tode unterzeichnete er noch einen warmen Aufruf zur thatkräftigen Förderung der Angelegenheit; er ahnte, die gute Sache werde siegen.

Am 18. November 1896 ist das Gesetz, wesentlich im Sinne der Sonderegger'schen Vorschläge, angenommen worden. Der Kanton hat mit demselben seinem Bürger den schönsten Denkstein gesetzt und sich selbst dadurch geehrt. „Der Ruhm des Toten sind seine Thaten!“

\*

\*

\*

Sonderegger hat in seiner „Bilanz“ geschrieben, es sei ihm sehr viel Glück beschieden gewesen, und wenn wir uns vergegenwärtigen, was er während seines Lebens erreichte, müssen wir ihm zustimmen. Er hat in der vorstehenden Biographie selbst zu uns gesprochen und uns gezeigt, wie mannigfache Anerkennung er für seine Thätigkeit gefunden, an welch' schönes Ziel er gelangte. Eine grosse Zahl der von ihm aufgedeckten beruflichen und sozialen Schäden sah er verschwinden, und sein Postulat: „Dein Arbeitsfeld muss in besserem Zustande stehen, wenn du gehst, als es gewesen, da du gekommen bist“, hat sich bei ihm erfüllt. Fragen wir uns, ob Sonderegger dies Glück verdient, so lesen wir die Antwort ebenfalls in seinen persönlichen Schilderungen. Wir lernen dort all' seine Mühen und Plagen kennen, die Disteln und Dornen, welche an seinem Lebenswege gestanden. Als Vorposten im Kampfe für rationelle Gesundheitspflege hatte er manch' harten Strauss zu bestehen — keine Kränklichkeit und kein Misserfolg konnten ihn bleibend besiegen. Man hat ihn bekritelt, ausgelacht und einen Humanitätsschwärmer genannt — immer wieder gewann er frischen Mut und neues Zutrauen zu seinen Mitmenschen. Jede Anerkennung war ihm ein Sporn zu doppeltem Eifer und erneute Veranlassung, seine hohen geistigen Fähigkeiten ganz in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen. Deshalb hat er sein Glück verdient.



Treue Arbeit im Berufe und Förderung der Werke wahrer Menschenliebe waren Sondereggers Parole, und seinen Leitstern bildeten die Worte:

„Verlangt dein Sinn nach einem hohen Ziele,  
So eine mit Geduld ein glühend Streben,  
Und in der Arbeit such' die höchste Weihe!“

## Verzeichnis

der Publikationen Dr. Sondereggers.

1. Eine eigentümliche Arsenikvergiftung (Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft 1860/61).
2. Die Spitalfrage im Kanton St. Gallen. Ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen, im Auftrage des kant. ärztlichen Vereins. St. Gallen, 1865.
3. Fideris, Federzeichnung eines Arztes. Altstätten, 1866.
4. Der arme Lazarus im Kulturstaat oder die öffentliche Krankenpflege im Kanton St. Gallen. Briefe vom Jahre 1867. Im Namen und Auftrage des kant. ärztlichen Vereins herausgegeben. St. Gallen, 1867.
5. Freiheit, Patent und Schwindel im Medizinalwesen. Versuch zur Besprechung einer sozialen Frage. St. Gallen, 1871.
6. Einfache Magenpumpe (Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte, 1871).
7. Notizen zur Lebensgeschichte des ärztlichen Vereins des Kantons St. Gallen (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1872).
8. Pleuritische Notizen (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1873).
9. Nekrolog von Dr. Wild-Brunner (Korr.-Bl. f. Schw. Ä., 1873).
10. Über den jetzigen Stand der Desinfektions-Frage, d. h. über den Schmutz (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1873).
11. Vorposten der Gesundheitspflege. 1. Aufl., Berlin, 1873; 2. Aufl., Berlin, 1874; 3. Aufl., St. Gallen, 1890; 4. Aufl., Berlin, 1892; 5. Aufl., Berlin, 1899 (im Druck begriffen).
12. Die Volkskrankheiten vom Standpunkte der sozialen Medizin (Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1874/75).

13. Der Mensch (Lesebuch für die Ergänzungsschulen des Kantons St. Gallen, 1876).
14. Nekrolog von Dr. Paul Kessler (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1876).
15. Über Entwicklungsgeschichte und heutigen Stand der öffentlichen Gesundheitspflege im Kanton St. Gallen (Schweiz. Blätter für Gesundheitspflege, 1876).
16. Nekrolog von Dr. Landis sen. (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1876).
17. Sanitätsrätliche Rückblicke in die Vergangenheit des Kantons St. Gallen (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1877).
18. Nekrolog von Dr. Albert Züblin (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1877).
19. Petition der Impffreunde. Den eidgenössischen und kantonalen Behörden achtungsvollst gewidmet. St. Gallen, 1877.
20. Nekrolog von Dr. Carl Wegelin (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1878).
21. Præliminarien zur Lebensmittel-Kontrolle in der Schweiz (Varrentrapp, Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1878, Band X).
22. Die Luft im Wohnhause und im Blute des Menschen (Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1878/79).
23. Beispiele zur Seuchen-Polizei (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1879).
24. Die kranken Gotthardtunnel-Arbeiter (Varrentrapp, Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1880, Band XII).
25. Das Herz (Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1880/81).
26. Ankylostoma duodenale (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1880).
27. Der Geheimmittelmarkt, ein Segen für das Volk und eine Ehre für seine Behörden. Betrachtungen im Lichte des alltäglichen Lebens. St. Gallen, 1880.
28. Das eidgenössische Epidemien-Gesetz. Eine Humanitätsfrage. Zürich, 1881.
29. Zur Illustration eines Epidemiengesetzes. Privatissimum für einige Gemeinderäte (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1881).
30. Vom Unterricht in der Gesundheitspflege in der Schweiz (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1883).
31. Referat über den 4. internat. Kongress für Gesundheitspflege zu Genf, II. Sektion (Varrentrapp, Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentl. Gesundheitspflege, 1883, Band XV).
32. Zur Lehre von der persönlichen Desinfektion (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1883).
33. Nekrolog von Dr. Joh. Zürcher (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1883).
34. Nekrolog von Dr. J. Ant. Stieger (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1883).

35. Nekrolog von Dr. Job. Seitz (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1884).
  36. Dr. Seitz, ein Lebensbild (Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1883/84).
  37. Naturwissenschaft und Volksleben (Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1884/85).
  38. Nekrolog von Dr. Bischof (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1885).
  39. Das Asyl für Unheilbare und Altersschwache im Kanton St. Gallen. Referat für den Kantonalen ärztlichen Verein und in dessen Auftrage herausgegeben. St. Gallen, 1885.
  40. Von den Kleidern (Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1886/87).
  41. Nekrolog von Dr. Mauchle sen. (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1887).
  42. Die Wohnung (Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft, 1887/88).
  43. Nekrolog von Dr. A. Baader (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1888).
  44. Nekrolog von Dr. Joh. Jung (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1888).
  45. Nekrolog von Dr. Carl Girtanner (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1888).
  46. Was soll unsereiner dabei thun? oder Schule und Gesundheitspflege (Schweiz. Blätter für erziehenden Unterricht. Frauenfeld, 1888/89).
  47. Nekrolog von Dr. O. Weller (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1889).
  48. Das schweizerische Hygiene-Institut, eine Hochschule für Gesundheitspflege. Im Namen der schweizerischen Ärzte-Kommission besprochen. St. Gallen, 1889.
  49. Nekrolog von Dr. Otto Keller (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1890).
  50. Nekrolog von Dr. Hermann Rheiner (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1891).
  51. Pettenkofer und Koch (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1892).
  52. Zum Schutze gegen die Cholera. Im Auftrage der schweiz. Ärzte-Kommission herausgegeben. St. Gallen, 1892.
  53. Waisenkinder im Kanton St. Gallen. Eine Bittschrift an die öffentliche Meinung. St. Gallen, 1893.
  54. Tuberkulose und Heilstätten für Brustkranke in der Schweiz. Im Auftrage der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft. St. Gallen, 1894.
  55. Nekrolog von Bundesrat Schenk (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1895).
  56. Nekrolog von Dr. Zehnder (Korr.-Bl. f. Schw. Ärzte, 1896).
  57. Jahresberichte über die Verwaltung des Medizinalwesens und über die öffentliche Gesundheitspflege des Kantons St. Gallen, 1880—1895.
-

# ANHANG.

---

## Auswahl von Reden Dr. Sondereggers.

(Mit Bewilligung des Verlegers, Herrn *Benno Schwabe* in *Basel*, aus dem Korrespondenz-Blatt für Schweizer-Ärzte abgedruckt.)

---

**Eröffnungsrede**, gehalten an der Versammlung des ärztlichen Vereins des Kantons St. Gallen in Lichtensteig, am 22. Oktober 1874.

Tit.! Jede Zeit, welche überhaupt etwas wert ist, hat ihren bestimmten Charakter, auch jede Sitzung unseres Vereins hat bisher ihre bestimmte Signatur gehabt:

Wir stritten durch 10 Jahre einträchtiglich für die Idee, dass Krankenhäuser gut und für uns notwendig seien, und seither haben wir den Kantonsspital erlebt und Gemeindespitäler in Wil, Uzwil, Rorschach, Rheineck und Altstätten; die rührigen Appenzeller haben Bezirksspitäler in Herisau, Trogen, Heiden und Appenzell gegründet; kurz, die öffentliche Krankenpflege fängt in den Kantonen Appenzell und St. Gallen an, zum Kulturleben zu gehören.

Gegenwärtig tritt eine andere, ebenso grundsätzliche und einschneidende Frage an uns heran; die alte Frage: Giebt es überhaupt eine wissenschaftliche Medizin? Ist ein Mensch, welcher 12 Jahre lernt, soviel wert, wie einer, der nichts gelernt und sich selber zum Doktor promoviert hat? d. h.: Ist ein Mensch, der von der Uni-

versität herkommt, am Krankenbette wirklich mehr wert, als einer, der aus dem Kuhstalle kommt?

Bisher ist diese Frage von der wilden Medizin mit Vorliebe aufgeworfen und halb scherzhaft am Biertische behandelt worden; heute wird sie in aller Nüchternheit und in bitterem Ernste von den Spitzen unseres Volkes, in der eidgen. Militärkommission zu Mürren, gestellt, und beschlossen, von „staatlicher Anerkennung“ der Militärärzte gänzlich abzusehen. Es liegt darin eine hinreichend deutliche Mahnung für alle legitimen Ärzte, sich zu wehren. Mit der stolzen Resignation ist nichts gethan und ebenfalls nichts mit dem stillen Zorn der allgemeinen Freigebung; diese nützt nur unserer Kasse, aber nicht unserer Ehre und am allerwenigsten unserem Gewissen. Unsere Zeit steckt noch sehr tief im Sumpf alter Vorurteile und naturhistorischer Unwissenheit; aber sie verachtet den Arzt, wenn er auch darin steckt, und hat eine Ahnung davon, dass die Naturwissenschaften eine soziale Wahrheit sein könnten.

Der ärztliche Schwindel verschafft sich überall Geltung; sobald wir es ernstlich wollen, wird die ärztliche Wahrheit noch weit mehr Geltung und Einfluss erringen. Dem centralen ärztlichen Vereine der Schweiz fällt die Organisation, den kantonalen Vereinen die lokale Bearbeitung der *öffentlichen Gesundheitspflege* zu!

**Eröffnungsrede**, gehalten an der XII. Versammlung des ärztlichen Central-Vereins in Olten, 23. Oktober 1875.

Tit.! Der Mensch ist das Produkt seiner Geschichte. Im Kampfe um's Dasein entscheidet die eigene Thätigkeit und zugleich auch die äussere Umgebung.

So ist der Verein schweizerischer Ärzte das Produkt

ärztlicher Strebsamkeit und zugleich auch politischer und sozialer Verhältnisse. Er wäre unmöglich gewesen vor 1847 und ebenso vor der Erbauung der Eisenbahnen. Noch 1870, als die Delegierten von Bern, Basel, Solothurn und Luzern mit prophetischem Blicke den Verein gründeten und im Mai ihn hier versammelten, blieben viele Kantone selbstvergnügt bei Hause sitzen, und erst allmählig brach das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit durch. Die Freude des persönlichen Zusammentreffens wurde nicht gestört, sondern sehr gehoben durch die Einsicht, wie vieles im Berufe zu lernen ist und wie viele lebendige Anregungen wir uns gegenseitig geben können, durch die Einsicht, wie vieles im Vaterlande zu thun ist, um den sozialen Anforderungen der Zeit zu genügen. Wir haben noch nicht einmal eine eidgenössische Mortalitäts-Statistik und müssen erst noch den Boden urbarisieren, auf welchem eine öffentliche Gesundheitspflege, ja eine gesunde Politik wachsen soll. Wir müssen die mittelalterlichen politischen und konfessionellen Parteien über den Haufen werfen? nein, untergraben! — denn des Unsinns Festung nimmt man nicht mit Bomben, sondern mit Minen — wir müssen eine Partei der Humanität begründen helfen, welche alles gewissenhaft pflegt, worüber wir und alle rechtschaffenen Leute einig sind, und die erst, wenn dieses Werk gethan ist, die Punkte diskutiert, über welche wir uneins sind!

Aber auch hier sagt uns der Dichter:

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein,  
Geduld will bei dem Werke sein!“

Kollegen! Ich begrüße Sie als geduldige, beharrliche Arbeiter für das Volkswohl und als Pioniere einer

bessern Zukunft und freue mich, heute Ihre Versammlung eröffnen zu dürfen!

**Eröffnungsrede**, gehalten an der XIII. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Zürich, am 13. Mai 1876.

Wir begrüßen uns in der Aula, — die Räume, welche sonst ausschliesslich der Wissenschaft und dem akademischen Leben geweiht sind, empfangen heute gastfreundlich die praktizierenden Ärzte, ganz so, wie die Wissenschaft selber ihre Thore weit öffnet, um das reale Leben mit seinen Bedürfnissen hereindringen zu lassen.

Die Einheit der Wissenschaft mit dem praktischen Leben ist der Wahrspruch dieses Versammlungssaales und die Parole unserer Versammlung.

Unser Zusammenhang mit der Wissenschaft vermag allein uns zu trösten in den Mühsalen der Praxis, uns zu bewahren vor dem Marasmus senilis der Blasierten, uns moralisch aufrecht zu halten auf dem Glatteise der Konkurrenz und uns zu waffnen gegen die kulturfeindlichen Mächte eines grundsatzlosen Dilettantentums.

Unser Zusammenhang mit dem realen Leben aber ist die Vorsorge und Grundbedingung unserer ganzen wissenschaftlichen und sozialen Stellung. Auch die wissenschaftliche Medizin ist nur so viel wert, als sie wirklich gilt; sie darf nicht versäumen, sich geltend zu machen, sie darf nicht schweigen, während die sozialen Notstände sie einmal um's andere fragen und um Hilfe schreien, sie darf die hygieinische Prophylaxis unserer grossen Volkskrankheiten und die physische Erziehung unseres Volkes nicht als „hochachtbare Schwärmerei“ behandeln, wenn sie nicht samt all' ihrer klassischen Bildung und aller vollendeten Technik eine Art Kloster

werden soll, eine reiche, aber einflusslose und auf den Aussterbeetat gesetzte Erscheinung im Völkerleben.

Es ist schwer, der Medizin die breite, volkstümliche Grundlage zu geben, welche unsere Zeit wenigstens formell von allem fordert, was am Leben zu bleiben gedenkt; denn die Welt ist zu allem erzogen, zum Rechte und zur Konfession und zum Gelde, nur nicht zur Achtung vor dem Menschen an und für sich, nur nicht zur Wahrnehmung und Pflege der alltäglichen Lebensbedingungen: wir müssen uns den Boden erst erobern, welchen wir später bebauen wollen, und auf welchem unsere Nachkommen Ernten einheimen sollen.

Zu diesem Zwecke müssen wir unablässig studieren für uns, unablässig lehren für alle unsere Klienten und unablässig kämpfen gegen Irrtum und Lüge.

Es ist ein schwerer Entschluss für ein Land, seine Hilfsmittel für den sehr unproduktiven Zweck des Krieges zu verwenden, und ein ebenso schwerer Entschluss für den wissenschaftlich strebenden Arzt, einen Teil seiner Zeit und Kräfte bloss für den Defensivkrieg zu verbrauchen; und dennoch entrinnen wir dieser Notwendigkeit nicht, wenn wir wollen, dass unsere Arbeit überhaupt eine kulturgeschichtliche Bedeutung habe.

Das Feld, welches die ärztliche Wissenschaft und das bürgerliche Leben gemeinsam zu bebauen haben, ist auch in unserm Vaterlande noch schwach bestellt; wir sprechen von einem Fabrikgesetz und haben noch nicht einmal eine Statistik der Fabrikarbeiter; wir sprechen von Hygiene und lassen öfters die Ärzte, meistens die Techniker und alle, welche später beim Bau von Wohnhäusern und Schulen und in allen Verwaltungszweigen mitzusprechen haben, nicht nur in Unkunde, sondern



sogar in ostensibler Verachtung aller Hygiene aufwachsen; wir sprechen von Wissenschaft, aber die naturwissenschaftliche Unwissenheit führt in der Tagespresse das grosse Wort und wird es bald genug auch in den Behörden führen, wenn wir in unserm stolzen, stoischen Schweigen verharren. — Wir dürfen das nicht; es wäre auch deswegen unverantwortlich, weil die grosse Mehrzahl unserer Behörden zur Stunde noch nicht an die „frivole Inspiration“, sondern an die Arbeit, nicht an den Dilettantismus, sondern an eine legale Medizin glaubt.

Der Bundesrat hat grundsätzlich die Voten der schweizerischen Ärzte entgegengenommen, die eidgenössische Armee hat die legale Medizin anerkannt, und die allermeisten Kantone anvertrauen dieser, wie ihre Krankenbehandlung, so auch die Einführung der öffentlichen Gesundheitspflege; wir notieren es ferner als eine sehr bemerkenswerte Thatsache, dass die Regierung des Kantons Bern mit der alten bureaukratischen Methode gebrochen und d. d. 19. August 1875 die Ärzte „als die bestqualifizierten Fachleute“ eingeladen hat, ihre Vorschläge für Bestellung des Sanitätskollegiums einzureichen.

Wissenschaft und Leben, Behörden und Volk müssen sich die Mühe nicht reuen lassen, sich gegenseitig zu verstehen und Bacco's Wort: „Die Wissenschaft muss nützlich sein“, heisst für uns Ärzte: „Die Medizin muss nicht populär, aber sie muss allem Volke nützlich sein!“

**Toast**, gehalten am Bankett des I. schweizerischen Ärztetages in Zürich, 13. Mai 1876.

„Entblösse dein Haupt und ziehe die Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, worauf du stehst, ist ein

heiliges Land!“ So ruft es aus dem brennenden Busche der mosaischen Sage. Der diese Worte hörte, war der Gesetzgeber, Lehrer und Arzt seines Volkes, und der diese Worte sprach, war der Geist, welcher die Welt regiert; der wohnt seither immer da, wo es brennt; nicht im Tintenfass noch im Geldbeutel, nicht im blasierten Bierkrug noch in den halbdunklen Hallen der Mystik, der Geist wohnt im Lichte, und ihm ist das Feuer heilig, ganz besonders das akademische Feuer!

Wem wird das Herz nicht warm, wenn er der Zeit gedenkt, da er als strebsamer Jüngling zum Feuerbusche seiner Hochschule pilgerte; wie mancher von uns hat aufgejauchzt, als er sein altes, fleissiges Zürich wieder sah! Die Wiege unserer Ideale ist uns immer eine geweihte Stätte. Wir haben nicht erreicht, was wir gehofft und gewollt, wissenschaftlich nicht, technisch nicht, vielleicht auch in sozialer Stellung nicht: aber das akademische Feuer hat doch hingereicht, die dumme Selbstzufriedenheit der Dilettanten in uns unmöglich zu machen; es hat uns erwärmt, auch dann tapfer zu sein, wenn wir nicht siegen, und unser Glück im geistigen Erwerbe zu suchen, nicht im Besitze.

Du hast manches gute Feuer angezündet, alte jugendfrische Tigurina! und manchem braven Mann ein Licht aufgesteckt, seit dein Konrad Gessner, Arzt und Forscher zugleich, die Naturwissenschaften allem Volke zugänglich gemacht hat! Deine grösste Leistung besteht darin, dass du viele brotlose Künste und Wissenschaften treibst, und dein grösster Ruhm darin, dass du dein Ziel noch lange nicht erreicht hast! — Gieb' uns immerdar Lehrer, Theologen, Juristen, Techniker und Ärzte, welche Menschen sind und sich gegenseitig verstehen, lass dein Licht

leuchten in die Köpfe und auch in die Herzen vieler Generationen!

Der Universität sei unser Hoch gebracht! Zürich unser Hoch!

**Toast**, gehalten am Bankett der XVII. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Zürich, am 18. Mai 1878.

„Der Zweck der thätigen Menschengilde  
Ist: zu urbarisieren die Welt;  
Ob du nun pflügest des Geistes Gefilde  
Oder bebauest das Ackerfeld.“ (Rückert.)

Ob du als Forscher und als akademischer Lehrer deine Lebensarbeit in die Sparkasse der Kulturgeschichte legest, dass Generationen sich von deinen Zinsen gütlich thun, oder ob du als mühebeladener Praktiker dein Leben wie Scheidemünze verbrauchest und scheinbar spurlos wieder verschwindest: dein Arbeitsfeld muss in besserem Stande stehen, wenn du gehst, als es gewesen, da du gekommen bist: du musst urbarisieren.

Seien wir dankbar: Jahrhunderte einer vielbewegten, vaterländischen und beruflichen Geschichte haben vor uns schon urbarisiert, und die Stöcke urwüchsiger Barbarei sind längst ausgerodet; — heute aber wächst, mannshoch wie Präriegras, der Schwindelhafer, am üppigsten im Schatten der grossen Häuser; und seine Ernten sind Phrasen; Phrasen, die giftige Speise eines vielgeschmeichelten Volkes. Dieses Gift macht da und dort gesunde Köpfe zu Hallucinanten, die nur von ihren kirchlichen, politischen und sozialen Träumen regiert werden und das reale Leben kaum beachten, die, stolz auf ihre Bildung und auf ihre Schule, jeden Anlass ergreifen, die „Schulung“ zu schmähen und die Inspiration zu verherrlichen und

welche die berufliche Berechtigung eines Zeugnisses als den vollgiltigen Beweis seiner Nichtigkeit betrachten! Dieser schwärmerische Cynismus pocht — vorläufig allerdings erfolglos — an die Thüren unserer Ratssäle, ängstlich besorgt für das Rotwild, hohnlachend über die wissenschaftliche Medizin.

Tit. ! Wir Ärzte haben das göttliche Vorrecht, empirisch naiv vom Menschen auszugehen, mit seinen physischen Kräften, mit seiner Intelligenz, seiner Phantasie und seinem Willen zu rechnen: begeben wir uns dieses durch Jahrhunderte mühsam errungenen Standpunktes nicht mutwillig! Wir haben Besseres zu thun, als bloss die Konkurrenz aller Quacksalber auszuhalten; durch das wirre Gestrüpp spekulativer Systeme und politischer Phrasen müssen auch wir die Furchen hygieinischer und humanistischer Kulturarbeit ziehen, damit spätere Generationen ernten und unser Andenken lieb haben mögen.

Dazu müssen wir vor Allem gute Kollegen sein! Unsere Ehre verpraucht, unser Geld verrinnt und wäre nach wenigen Generationen schwer mehr zu finden; was wir aber in kollegialer Eintracht, in unserem schönen Beruf und für unser Volk gethan, das bleibt! Das Vaterland erwartet auch von uns, dass jedermann seine Schuldigkeit thue.

Als Arbeiter im Dienste der Wissenschaft und im Dienste des Volkes bringen wir dem Vaterlande unser Hoch!

**Toast**, gehalten am Bankett des III. schweizerischen Ärztetages in Bern, 19. Mai 1877.

„Sag' an, Helvetia, du Heldenvaterland,  
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

So rief Haller, dessen 100jährigen Gedächtnistag die Stadt Bern bald begehen wird.

Tit.! Wir wollen nicht prahlen mit den Heldenthaten unserer Väter; aber in hohen Ehren halten wollen wir ihr Andenken und uns emporarbeiten an ihrem Vorbilde. Insbesondere für uns Ärzte ist Haller ein hohes und reines Vorbild.

Wenn der Geist des gewaltigen Mannes heute durch unsere Versammlung schreitet, kann er sich freuen, dass sein altes Bern grösser geworden ist, dass Genfer und Graubündner, Basler und Glarner heute allzumal Berner sind, anhänglichere, als ehemals die Waadtländer und Aargauer; er grüsst achtungsvoll den hohen eidgenössischen Rats Herrn, den Ehrengast unserer Versammlung, der klar, wohlwollend und stark für die soziale Medizin einsteht; er grüsst uns Alle freundlich als seine Kollegen unter den Lehrenden und den Lernenden, in der Eidgenossenschaft und in dieser Versammlung, manche treue Jünger, die seinem Namen und seinem Vaterland Ehre machen.

Den unverwelklichen Lorbeerkrantz, welchen die Wissenschaft um seine Schläfen gewunden, hat er nur in vieljährigem, rastlosem, unverdrossenem Arbeiten verdient: haben wir es ihm nachgethan, ein jeglicher nach seinem Vermögen?

Seine Macht hat er begründet durch die harmonische Ausbildung seiner Kräfte; haben wir uns auch wenigstens bestrebt, nicht bloss Techniker in unserem Fache, sondern ganze gebildete Männer zu sein?

Seine wissenschaftliche Grösse wurde getragen von einem bescheidenen, in tausendfachen Leiden und Widerwärtigkeiten standhaften und liebenswürdigen Charakter;

können wir uns auch dieser klassischen Humanität rühmen, deren Reiz nie veraltet, die zugleich entflammt und beruhigt und die allein den Gelehrten zum Arzte und den Arzt zum Freunde seiner Kranken — und seiner Kollegen erhebt!

Wenn nach einem Jahrhundert die schweizerischen Ärzte sich versammeln, wie werden sie von uns sprechen, und welches Erbteil werden sie uns verdanken?

Tit.! Ich hoffe jedenfalls das Erbteil redlicher Gesinnung und eines warmen Patriotismus; sie sollen uns — so Gott will — nachrühmen, dass wir nicht mit kleinem Gezänk unsere Kräfte zersplittert, sondern unsere soziale Aufgabe fest im Auge behalten, dass wir nicht niedergedrückt, sondern aufgebaut und der Medizin sowohl die Achtung, als auch die Liebe des Volkes erworben haben.

Tit.! Unser Hoch gilt der ärztlichen Arbeit im Geiste Hallers, gilt der Vereinigung aller wissenschaftlichen und humanen Kräfte zum Wohle des Vaterlandes. — Dem Vaterlande sei unser Hoch gebracht!

**Eröffnungsrede**, gehalten an der XVIII. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Olten, 26. Okt. 1878.

Seien Sie mir gegrüsst, vielgestaltige und vielbewegte Jünger Aeskulap's! Auf den verschiedenartigsten Lebenswegen wird das Herz des Einzelnen erregt und müht sich das Gehirn an harter Gedankenarbeit ab — an Orten aber, wo diese Lebensläufe, und wäre es auch nur für kurze Stunden, zusammentreffen, wohnt der Friede und wächst der Wille. Mit Resignation betrachten wir die Hinfälligkeit des Individuums, mit Stolz die Beharrlichkeit des Geschlechtes.

Das soziale Element ist ein wesentliches Merkmal im Begriffe des Menschen überhaupt und ganz besonders ein Merkmal des Arztes; für ihn ist die Isolierung gleichbedeutend mit dem Untergange.

Der Selbsterhaltungstrieb hat auch unseren Verein ins Leben gerufen, und die Liebe zum Vaterland allein kann ihn gross ziehen und stark machen, d. h. wir wollen unsere Individualität behaupten und verwerten, indem wir sie dem Dienste der Gesamtheit weihen!

Diesen Dienst haben wir, so oft wir auch schon getagt, erst angetreten; nach jahrelanger Vereinigung ist es uns erst klar geworden, wie zerfahren wir eigentlich gewesen, und erst seitdem die Behörden uns als berechtigte Bearbeiter der öffentlichen sanitären Fragen anerkannten, übersehen wir den Teil des sozialen Brachfeldes, an welchem der Industrielle und der Landwirt, der Theologe und der Jurist geschäftig vorübergehn und welcher auf unsere, und nur auf unsere treue und beharrliche Hülfe wartet!

Tit.! Es kann mir nicht einfallen, Ihnen hier Einzelheiten zu wiederholen, welche Sie längst kennen, und ich gebe Ihnen nur folgende allgemeine Bemerkungen.

Beim *Gesetzesentwurfe über Geheimmittelpolizei*, welcher gegenwärtig vor den kantonalen Behörden liegt und in einer fernern Konferenz mit dem Eidgenössischen Departement des Innern wieder behandelt werden soll, ist der Standpunkt strenge festgehalten worden, nur negativ zu bleiben, nur allem, was Betrug oder Gift oder Unsittlichkeit heisst, den Krieg zu erklären, dagegen die tiefgewurzelte Neigung, sogenannte Medikamente zu schlucken, in welcher unser aufgeklärter Kontinent sich getrost neben China und die Indianergebiete stellen darf, nicht

mutwillig anzutasten. Auch hier wird unser Kompass in dem Grundsatz liegen, nichts Unmögliches, das Mögliche aber mit Beharrlichkeit zu wollen, und vor Allem das ganze Vorgehen nicht nur von der Thatsache, sondern auch vom Scheine des Eigennutzes fern zu halten.

Aus diesem Grunde sind wir auch jeder Kontroverse über die *Dispensierberechtigung der Ärzte* ausgewichen. Diese wäre möglicherweise ein Gewinn für den Apotheker und ganz entschieden ein Gewinn für den Arzt, welcher für seine Arbeit von den Bezahlenden besser entschädigt und für seine Auslagen von den Insolventen nicht mehr geschädigt würde. Allein wir müssen unsere Hände ganz rein und leer bewahren, wenn wir in dieser Frage zu einem Ziele gelangen und später an die Bearbeitung der Seuchengesetzgebung herantreten wollen.

Eine andere Frage, die der *Eidgenössischen Befähigungsausweise*, ist grösstenteils abgeschlossen, soweit sie unser Vaterland betrifft, aber gänzlich offen und im alten skandalösen Zustand, insofern sie fremde Staaten berührt. Während unsere schweizerischen Kantonsregierungen fremden Ärzten aller Nachbarländer gegen Vorweis ihres heimatlichen Patentes die Niederlassung sehr erleichtern und die Praxis an Kurorten ohne viel Umstände gewähren, finden unsere Ärzte mitsamt ihren kantonalen oder Konkordatsdiplomen gar keine Anerkennung und oft nicht einmal den Zutritt zum regelrechten Staatsexamen.

Verhandlungen über Vergegenrechtigung können aber deswegen noch gar nicht stattfinden, weil unser Eidgen. Befähigungsausweis noch keine bestimmte Grösse ist, sondern in einem sehr erheblichen Teile, der Bestimmung der Maturität, noch vom Entscheide der Bundesversammlung abhängt, welche sich die Beratung des betreffenden



Reglementes vorbehalten hat. Erst wenn auch diese Frage so gelöst ist, dass wir die wissenschaftliche Ausbildung unserer Ärzte nicht unter das in unsern Nachbarstaaten geforderte Mass hinabdrücken, können wir den Bundesrat um seine diplomatische Vermittlung ersuchen.

Unterdessen bleibt es den verschiedenen Kantonsregierungen anheimgestellt, fürzusorgen, dass die Ausländer wenigstens nicht viel besser gestellt und rücksichtsvoller behandelt werden, als die eigenen Landesangehörigen.

Da alle diese Fragen schliesslich von Kollegien entschieden werden, deren Mitglieder sich nach ihrer ganzen Lebens- und Berufsstellung gar nicht oder nur sehr vorübergehend mit denselben beschäftigen, so fällt auch hier den einzelnen Ärzten die Aufgabe zu, jeweilen in ihren Kreisen für die Wissenschaft und für die Anerkennung der geordneten wissenschaftlichen Arbeit Propaganda zu machen.

Wenn die Medizin durch politische Konvenienzen und Theorien Not leidet, sind schliesslich wir Ärzte selber schuld daran, und es ist eine wesentliche Aufgabe unserer Versammlungen, dass wir uns darüber klar werden, auch in der Wissenschaft gelte das alte Wort:

Vigilantibus jus!

**Eröffnungsrede**, gehalten am IV. schweizerischen Ärzte-  
tag in Bern, 24. Mai 1879.

Geehrte Herren! Willkommen hier im Namen der Freundschaft! Das Beste im Leben ist der Umgang mit Menschen, die wir lieben und achten; das Beste an unsern Versammlungen sind immer die Mitglieder, und die grösste Leistung unserer Vereine besteht darin, die hereditäre Ärztekrankheit, die „Tendenz zur Abkapselung“,

wie mein Vorfahr im Amte sie diagnostizierte, zu bekämpfen. Wir rechnen es uns heute nicht mehr als besondere Leistung an, dass wir, romanische und deutsche Schweizer, hier einträchtig tagen; das versteht sich von selber, und was ehemals eine Tugend gewesen, ist jetzt ein Bedürfnis.

Willkommen auch im Namen der Wissenschaft! Sie schlägt zwar ihre Schlachten in aufgelösten Kolonnen und im Einzelkampfe; aber wenn nicht ihre besten Truppen sich verrennen sollen, muss sie zuweilen Heerschau halten und die Vereinigung ihrer Kräfte sichern.

Willkommen aber auch im Namen des Vaterlandes, welches uns nicht bloss im Waffenrocke, sondern auch im Bürgerkleid anerkennen will und dessen oberste Behörde uns von dem Tag an, da wir als vereinigte schweizerische Ärzte vor ihr erschienen, ihr Wohlwollen und ihr Vertrauen in reichem Masse zugewendet und ganz besonders in neuester Zeit die Absicht ausgesprochen hat, bei aller Würdigung der kantonalen Selbständigkeiten dennoch die prophylactische und soziale Medizin zu centralisieren, weil eben die sanitären Notstände des Volkes an keine Kantonsgrenze gebunden und auch die denkbar besten Lokalverordnungen wirkungslos und widersinnig sind, wenn sie nicht mit einander übereinstimmen.

Der hohe Bundesrat hat durch die Initiative seines vielverdienten Vorstandes des Departementes des Innern eine Anzahl von Ärzten aus Ihrer Mitte dazu berufen, alle von der Bundesverfassung geforderten Massregeln zur Verhütung von Epidemien, sowohl durch Begutachtung als durch selbständige Vorschläge, zu bearbeiten. Die amtliche Creierung einer schweizerischen Sanitäts-Kommission ist, absolut genommen, ein Er-

eignis in unserm ärztlichen und, wenn wir, alle Ärzte gemeinsam! unsere Schuldigkeit thun, auch im sozialen Leben unseres Vaterlandes. Dabei ist es von grosser Bedeutung, dass die hohe Behörde ihre Vertrauensmänner grundsätzlich und fast ausschliesslich aus den Vertrauensmännern der Ärztevereine gewählt und damit die klare Absicht ausgesprochen hat, weniger mit der Autorität ihrer Beamten, als mit dem Willen und den Ansichten aller schweizerischen Ärzte zu arbeiten.

Die eidg. Sanitäts-Kommission wird genau so lange wirksam und nützlich sein, als sie mit ihrer Oberbehörde und mit den Ärzten im Einklange steht, und ferne davon, dass nun die schweizerische Ärzte-Kommission überflüssig wäre, wird sie vielmehr ein weiteres Feld bebauen; sie wird die eidg. Sanitäts-Kommission, welche aus administrativen Gründen keine sehr vielgliedrige sein kann, ergänzen und ihre Beziehungen zu den Ärzten, denen ja die Ausführung und Überwachung aller sanitären Massregeln zunächst zufällt, vermitteln.

Auch an Arbeiten, welche ihr eigentümlich zugehören, wird es der schweizerischen Ärzte-Kommission je länger je weniger fehlen, und eben heute tritt sie in einer hochwichtigen Angelegenheit vor Ihre Versammlung und vor alle legitimen Kollegen des gesamten Vaterlandes. Die hohe Bundesversammlung hat in dem Gesetz über Freizügigkeit des Medizinalpersonals vom 29. März 1878 die Einheit des schweizerischen Medizinalwesens und die Freizügigkeit der Ärzte begründet, die Genehmigung des Prüfungsreglementes aber hat sie sich vorbehalten und zwar aus formellen Gründen. Materiell würde die Aufgabe undankbar sein für ein grosses Kollegium, welches zwar die Vertrauensmänner der Nation und sehr viele durch

Geist und Charakter hervorragende Namen, aber einen einzigen praktizierenden Arzt unter ihren Mitgliedern zählt; es ist daher zu erklären, dass nach parlamentarischem Usus auch die ganze Frage: Wie soll man Medizin studieren? einem Kollegium von Fachmännern zur Begutachtung übergeben worden; und auch dieses Kollegium muss den möglichst genauen Ausdruck der Gesinnung aller Berufsgenossen zu finden und wiederzugeben suchen, wenn die Republik der Wissenschaften und die Republik der Bürger nicht eine blosse Phrase, wenn die Begutachtung überhaupt gewissenhaft sein soll.

Wenn Laien mit einem Studienplane der Medizin ein verfehltes Experiment machen, ist's ein Unglück, wenn aber Ärzte es machen, ist's ein Unrecht und eine Unehre dazu!

Wer selber Medizin studiert und später auch nur als teilnehmender Zuschauer die intensive Bewegung der naturhistorischen und der medizinischen Wissenschaften verfolgt, und wer als praktischer Arzt die technischen und sozialen Schwierigkeiten seines Berufes persönlich erlebt hat, der muss verlangen, dass niemand zu diesem Berufe herantrete, ohne eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung genossen und wenigstens so viele geistige Energie bewiesen zu haben, als nötig ist, eine richtige Maturitätsprüfung zu bestehen. Sie alle, verehrte Herren Kollegen, müssten es als eine förmliche Beleidigung empfinden, wenn ich Ihnen das erst noch beweisen wollte. Auch Ihr bürgerliches Bewusstsein würde sich dagegen empören, wenn wir von unsern Medizinstudierenden eine schlechtere Vorbildung verlangten als alle unsere Nachbarstaaten.

Die Berufung auf die souveräne Einsicht des Ein-

zelenen ist im vorliegenden Fall unpsychologisch, weil überhaupt niemand ein richtiges Verständnis für ein Studium und einen Beruf haben kann, der demselben durch seine Jugend oder durch seine ganze Lebensarbeit ferne steht. Wie sehr die Taxierung eines Berufes von dem subjektiven Standpunkt eines Volkes abhängt, illustriert die Thatsache, dass z. B. in Appenzell A.-Rh. die ärztliche Praxis und der Verkauf von Giften für jedermann freigegeben sind, dagegen von den Heuaußmessern eine Prüfung vor Fachmännern, Patentierung und Handgelübde gefordert wird.

Man braucht nicht lange gelebt und praktiziert und die zersetzenden Mächte des alltäglichen Lebens an sich selber erfahren zu haben, um zur Überzeugung zu gelangen, dass das Aufgeben der Maturitätsforderung unsere Hochschulen und unsere Kantone mit „katilinarischen Existenzen“ bevölkern würde, welche von der Medizin nur das gründlich begreifen, dass man sie am Krankenbette nicht kontrollieren kann wie den Juristen vor den Gerichtsschranken, und dass nichts leichter ist, als Unkundigen zu imponieren.

Das Aufgeben der Maturitätsforderung reisst unsere künftigen Kollegen in einen Rückbildungsprozess hinein, der beim Barbier aufhört, zu welchem der göttliche Genius des Hippokrates auch im Mittelalter hinabgesunken ist.

Der Preisgebung der Maturität folgt mit zwingender Notwendigkeit die Freiegebung der Praxis überhaupt, d. h. die Verachtung der Armen unter dem Vorwande der persönlichen Freiheit.

Die Expertenkommission, welche das Prüfungsreglement zu Handen der Bundesbehörden vorberaten soll, hat auch in der That an der Maturitätsforderung festgehalten

und war durch den von ihrem Präsidenten mit wohlberechneter Herausforderung gestellten Antrag: die Maturität preiszugeben, im höchsten Grad überrascht.

Begreiflicher ist der Streit über die andere Seite der Frage, ob ausschliesslich die Maturität des Litterargymnasiums zu verlangen, oder auch diejenige des Realgymnasiums zuzulassen sei? Der Streit ist kein mutwilliger; denn es ist doch nicht anzunehmen, dass in dem breiten Strome der Kulturgeschichte alles sich bewege und verschiebe ausgenommen die Pädagogik; es ist nicht anzunehmen, dass bei der tiefgreifenden Änderung unserer leiblichen und geistigen Lebensbedingungen der Inhalt und Umfang dessen, was man allgemeine Bildung nennt, sich gleich bleiben könnte; es ist ein Anachronismus, nur den reflektierten Geist des klassischen Altertums und nicht ebenso die aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung geschöpfte Erkenntnis als Bildungsquelle anzuerkennen.

Dass in der That die Methode, den Geist erst in die Tiefen der historisch-philologischen Wissenschaften zu versenken und ihn dann fast unvermittelt in die Gebiete der Naturwissenschaften hineinzuführen, keine absolut richtige und unfehlbare ist, dafür liefert die gegenwärtige soziale Stellung der Medizin einen ernsten Beweis für Alle, welche ihn wahrnehmen wollen.

Es ist eine Kluft entstanden zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Ärzten und Volk. Nicht nur blüht allerorten der Schwindel und der offenkundige Betrug der wilden Medizin und der Geheimmittelkrämerei; nicht nur geht in aller Herren Länder die wissenschaftliche Medizin wo immer möglich als Geschlagene und Verhöhnnte von den Schranken der Gerichte ab, welche den Pfuscher besser zu verstehen scheinen als den wissenschaftlichen

Arzt; nicht nur rekrutiert die öffentliche Gesundheitspflege, dieser naturwissenschaftlich richtigste und politisch wichtigste Zweig der Medizin, ihre besten Kräfte ebensowohl aus den Reihen der gebildeten Laien wie aus den Ärzten: sondern wir haben auch die schwere Demütigung erlebt, dass Deutschland, der Hort philologisch-historischer Bildung, die Medizin als Gewerbe erklärte und dass einzelne Schweizerkantone die völlige Gleichstellung der geschulten und der ungeschulten Ärzte „im Namen der Freiheit“ proklamierten.

Diese Thatsachen sind nicht umzustossen dadurch, dass fast alle unsere grossen Naturforscher und Ärzte aus der klassisch antiken Schule hervorgegangen sind; denn es gab ja überhaupt keine andere, und das Genie bricht sich unter allen Umständen seine Bahn.

Nun ist aber der Kampf zwischen Litterar- und Realgymnasium, wie er häufig geführt wird, ein blosser Wortkampf. Wir haben Litterargymnasien, welche ihre Schüler vielseitig und wahrhaft heranbilden, aber auch andere, die ihre Grammatik in uralter Weise einpauken, ihre Schüler keineswegs in den Geist des klassischen Altertums einführen und speziell den künftigen Arzt dazu anlegen, im Leben Jurisprudenz und Theologie zu treiben, die Medizin aber in einer Flut von Mixturen untergehen zu lassen.

Dass solches auch bei uns immer seltener vorkommt, ist sehr oft ein rein persönliches Verdienst der Ärzte und nicht Frucht der Vorbildung.

Das Realgymnasium aber, wie es sein sollte, um eine wirkliche allgemeine Bildung, d. h. diejenige Geistesverfassung zu begründen, welche das Menschenleben versteht und liebt, das Realgymnasium, welches Menschen, zumal auch künftige Ärzte so erzieht, dass sie wirklich sagen

könnten: „homo sum, humani nihil a me alienum puto“, dieses kennen wir noch gar nicht.

Darum treffen wir wohl alle zusammen in der Forderung: das Gymnasium soll eine allgemeine Bildungsanstalt und keine Fachschule sein, keine mathematische, keine naturwissenschaftliche — und keine philologische!

Bei diesem Anlasse sei auch ein lauter Protest erhoben gegen die Ansicht, dass es gut sei, wenn wenigstens der Mediziner auf der Universität ganz unvorbereitet an die Naturwissenschaften herantrete, „weil der Reiz der Neuheit das Interesse erhöhe“. Psychologisch richtiger und in Wissenschaften und Künsten ausnahmslos verwertet ist vielmehr der Grundsatz, dass die Bekanntschaft das Interesse erhöht und dass auch die Vorstellungsmassen des menschlichen Geistes der Krystallisationspunkte bedürfen, um sich leicht und reichlich anzulegen. Diese Anhaltspunkte, welche den Theologen und den Juristen am Litterargymnasium wirklich geboten werden, dürfen wir auch für den Mediziner verlangen.

Eine bloss formale Bildung ist so unmöglich, wie der berühmte konfessionslose Religionsunterricht. Die Form muss sich an einem Stoff entwickeln, und die durch den Unterricht erzeugte Kraft haftet zunächst an dem Stoffe, an welchem sie sich ausgebildet hat. Grammatik, Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften können sich gegenseitig nicht ersetzen.

Die Geschichte der Medizin, ich erinnere nur an die Entdeckung des Kreislaufes, lehrt uns deutlich genug, dass auch durch die gründlichste klassische Vorbildung selbst das Genie nicht davor bewahrt worden ist, Dinge zu sehen, die gar nicht da waren, und Erscheinungen, die wir jetzt handgreiflich finden, gar nicht wahrzunehmen.



Schliesslich dürfen wir ebenfalls nicht vergessen, dass die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Geistes auch eine zeitlich beschränkte ist. Wenn die Flut neuer naturwissenschaftlicher Thatsachen in wenigen Semestern über den Studenten hereinbricht, so lässt er notgedrungen das meiste an sich vorbeiziehen und ist zufrieden, wenn er etwas fürs Examen behält. „Der durch seine Massenhaftigkeit sich gegenseitig verdrängende Stoff wird rasch vergessen“, sagt Horner. Des Arztes beste Kunst, genau zu beobachten und seine Sinnesorgane wirklich zu gebrauchen, lernt selten jemand mehr, der erst mit 20 Jahren damit anfängt. Nicht einmal ein Klavierspieler glaubt daran, dass seine Hände „durch den Reiz der Neuheit“ geschickter werden.

Geben wir dem Studierenden der Medizin erst auf der Universität Gelegenheit, sich wirklich hineinzuarbeiten in die ganz neuen Gebiete der Naturwissenschaften, so werden seine Studien so sehr verlängert und verteuert, dass die gebildeten Ärzte, gleich den Würdenträgern der Demokratien, nur noch aus reichen Familien hervorgehen können; der minder Begüterte mag dann seine *Materia medica* lernen und vom Volk als Droguist behandelt werden.

Tit.! So kommen wir zum Schlusse, dass für den Mediziner die Maturität unbedingt nötig ist, und dass das Gymnasium der richtigste und beste Weg ist, sie zu erwerben; nicht das einbalsamierte Gymnasium früherer Jahrhunderte, sondern das lebendige, zeitgemässe Gymnasium, welches mit beiden Faktoren, mit der Reflexion und mit der Sinneswahrnehmung rechnet: diese Schule ist weder ausschliessliches Litterar-, noch ausschliessliches Realgymnasium, sondern eine Anstalt, wie wir sie in

vielen, aber leider noch nicht in allen, schweizerischen Kantonsschulen kennen und schätzen gelernt haben: das „eine und unteilbare Gymnasium“.

Das eidgenössische Medizinalkonkordat, welches 17 Kantone und mehr als  $\frac{3}{4}$  der gesamten schweizerischen Bevölkerung umfasste, hat aus guten Gründen diese Maturität der Kantonsschule gefordert und dabei als Ausnahme und unter der Bedingung, dass der Ausweis über die vom Programme geforderten Kenntnisse durch ein Examen überhaupt geleistet worden, auch die Maturität der Industrieschule zugelassen, damit nicht, wie Reiffer und Deucher sehr richtig bemerken, „mit dem ersten Tritt in eine Industrieschule der Weg zur Universität versperrt sei“.

Mit dieser Auffassung haben sich unsere Studierenden und ihre Familien seit mehr als 5 Jahren befreundet, die kantonalen Gymnasien haben sich nach denselben eingerichtet, und die Ausnahme der Realmaturität ist äusserst selten benützt worden, weil die meisten Anstalten dem — ebenfalls humanitären! — Bedürfnisse für Mathematik und Naturwissenschaften redlich Rechnung tragen; deshalb erscheint es als folgerichtig, wenn wir diese bewährte Einrichtung des Medizinalkonkordates bei Anlass des eidgenössischen Prüfungsreglementes für alle verbindlich machen und, wie die Industrieschulexamen, durch Delegierte des Bundesrates überwachen lassen, um die Gleichartigkeit zu sichern.

Unsere Universitäten sind Kantonalanstalten ohne allgemeine Kompetenz, und auch der Bund hat ihnen nichts drein zu reden; ihm bleibt eine einzige Gelegenheit zur Kontrolle der ärztlichen Vorkenntnisse und Fachbildung: das eidgenössische Examen.

Jedenfalls ist nicht anzunehmen, dass unser Vaterland, welches ausser seinem Volksschulwesen (Primar- und Sekundarschule) und ausser den zahlreichen Spezialschulen einzelner Gemeinden aus Staatsmitteln jährlich 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mill. Franken für höheren Unterricht ausgiebt, gesonnen sei, die Früchte seiner edlen Anstrengung dem Zufall preiszugeben. Das Volk und seine Behörden verlangen Ordnung und gewissenhafte Überwachung.

Tit.! Die schweizerische Bundesversammlung ist nach ihrer ganzen Geschichte und nach ihrer persönlichen Zusammensetzung gar nicht dazu angethan, die Wissenschaft überhaupt zu verleugnen, oder die Medizin als Gewerbe zu behandeln; aber sie erwartet dennoch von uns, und unser Volk erwartet von uns, dass wir nicht ironisch unsern eigenen Beruf preisgeben, sondern dass wir gewissenhaft und warm für eine gründliche und geordnete Vorbildung der Ärzte eintreten!

**Eröffnungsrede**, gehalten an der XXI. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Basel, 15. Mai 1880.

Seid herzlich gegrüsst, liebe Kollegen! Männer des labilen Gleichgewichtes! Bürger, Freunde der Wissenschaft und Freunde des Volkes!

Vor 4 Jahrhunderten ist hier in Basel die Universität gegründet worden, „dass sie sei eine Leuchte und ein Segen für alle ringsum liegenden Lande“, und seither hat diese hohe Schule an der Kulturgeschichte unseres Volkes getreulich mitgearbeitet; wenn wir heute zahlreich und freudig die unabsehbare Reihe ihrer wissenschaftlichen und gemeinnützigen Versammlungen fortsetzen, mahnen uns die Gestalten unserer Vorfahren, fleissig und mutig zu sein und auch zu bedenken: dass wir noch jung sind!

Als die Universität Basel gegründet worden, war die Medizin seit 1 $\frac{1}{2}$  Jahrtausenden auf dem Zaubermantel der spekulativen Philosophie in der Welt herumgefahren, ohne dabei im mindesten vorwärts zu kommen, und viele sogenannte Gebildete, welche ihr heutzutage den raschen Wechsel ihrer Ansichten so bitter vorwerfen, hätten allen Grund gehabt, mit ihr zufrieden zu sein. Die damalige Welt, in manchen Stücken aufgeklärter als die jetzige, war nicht zufrieden damit und strebte mit aller Macht darnach, wieder auf dem Erdboden zu stehen, auf welchem sie zufällig geboren worden, und mit klammernden Organen die Welt der Sinneswahrnehmungen zu erfassen und sie zu bearbeiten. Die Erfolge waren überraschend und brachten eine Revolution im Leben der Völker hervor, welche alle Grossthaten der Feldherren weit hinter sich liess. Die Medizin hat alle diese Wandlungen getreulich mitgemacht, sie ist allen Entdeckungen und Erfindungen mit einer Gewissenhaftigkeit gefolgt, die ihr zur höchsten Ehre gereicht; aber ihre Fortschritte sind bisher noch mehr wissenschaftliche als soziale.

So gut die antike Weltanschauung umgestaltet wurde durch den christlichen Gedanken vom persönlichen Wert des einzelnen Menschen und durch den Drang nach absoluter Wahrheit, so gut wird die jetzige alte, philosophisch juristische Weltanschauung allmählig umgestaltet durch die Naturwissenschaft, welche die Freiheit und das Recht des Bürgers nur an seiner Wohlfahrt messen will, die aus anthropologischen Gründen weder eine bloss leibliche, noch eine bloss geistige sein kann.

Unsere Zeit anerkennt den Humanismus im Prinzip, sinkt aber noch vielfach auf den antiken Standpunkt

zurück. Nicht der Handarbeiter ist unser Helote, sondern der ruhige Bürger überhaupt.

Tit.! Auch in unserm Vaterlande stehen wir vor der merkwürdigen Thatsache, dass die Naturwissenschaften den Handel und die Industrie beherrschen, aber auf das soziale Leben noch sehr wenig Einfluss ausüben.

Wir vernehmen von allen Seiten, dass die Kraft und Leistungsfähigkeit unseres Volkes nicht im Wachsen begriffen ist, dass vielmehr die Zahl der Militärdienstuntauglichen in erschreckendem Masse zunimmt; wir gestehen uns insbesondere, dass der Alkoholismus Verwüstungen anrichtet, gegen welche alle Geschäftskrisen und Seuchen als Kleinigkeiten erscheinen; wir beklagen es, dass an sehr viel Orten die Waisenkinder zu Proletariern, wenn nicht zu Verbrechern erzogen werden; wir sehen sogar bei Massenanhäufungen friedlicher Arbeiter am Gotthardtunnel eine administrative Unbeholfenheit und Nachlässigkeit, die uns empört; wir beschützen aus lauter Theorie das gemeinschädliche Gewerbe der Geheimmittel; wir haben gegenüber den kontagiösen Volkskrankheiten so vielgestaltige, sich gegenseitig lahm legende kantonale Vorkehrungen und Nichtvorkehrungen, dass wir zum voraus wissen, im Ernstfall eine schmachliche Niederlage zu erleben: aber alles nehmen wir in unserer Selbsttäuschung hin, weil wir in allen naturwissenschaftlichen und sozialen Fragen theoretische Grenzen respektieren, welche das moderne Verkehrs- und Volksleben längst verwischt hat. Der Grundsatz des „laissez aller“, bei welchem schliesslich jedes Kind regieren kann, wird in der That zur Grausamkeit und zum Faustrechte des Starken gegenüber dem Schwachen.

Tit.! Wenn wir sehen, mit welchem Ernst eine

Menge juridischer und theologischer Spitzfindigkeiten von vielen unserer 25 Parlamente behandelt wird und mit welcher entsetzlichen Resignation man an den brennendsten sozialen Fragen vorbeigeht, so werden wir von Heiterkeit und Schmerz zugleich erfüllt, und mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich uns das Bewusstsein auf, dass wir Ärzte die ernste Verpflichtung haben, für eine naturwissenschaftlichere und barmherzigere Weltanschauung Propaganda zu machen.

Wir haben uns das auch redlich vorgenommen und im September 1873 zu Bern uns das Versprechen gegeben, „die Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege auf den Traktanden unseres Vereins zu behalten und zu bearbeiten, bis die Frage eine zeitgemässe Lösung gefunden“. Wir haben, die Société médicale de la Suisse romande wie der ärztliche Centralverein, den Partikularismus der Gesellschaft und der Kantone verläugnet und uns — unbestrittene! — Organe geschaffen; wir stehen mit einigen Fundamentalforderungen der sozialen Medizin vor dem Richterstuhl unserer Landesbehörden und harren ihres Urteils und zwar getrost; denn die Zeiten sind vorbei, da eine medizinische Frage bloss zur Erheiterung des Parlamentes diene. Das Gefühl der solidarischen Haftbarkeit auch auf dem Gebiete des Leibeslebens, das Gefühl der Selbstverschuldung und der Selbsthilfe erwacht in jedem Gebildeten und muss sich zur Erkenntnis und zur That entwickeln, zumal in der Republik!

Einen andern Teil unserer Herzensangelegenheiten haben wir den schweizerischen Hochschulen vorgetragen: die Bitte um einen breiteren und tieferen Unterricht in der Hygiene. Wir haben nur zusagende und aufmunternde Antworten erhalten, und dennoch lag in denselben

zwischen den Zeilen auch ein feierliches „Non possumus“. Man hat uns gesagt, dass sich nicht ein neues grosses Element in den Organismus unserer Studien einfügen lasse, obschon dieser noch keineswegs perfekt und seine Resultate noch mancher Verbesserung fähig sind. Ferner ist betont worden, dass die Hygiene noch gar kein selbständiges Fach sei, sondern eine blosser Applikation der anderwärts gründlich betriebenen Physik, Chemie und Physiologie. Diese Beweisführung ist uns älteren Kollegen wohlbekannt, weil sie wörtlich dieselbe ist, welche wir vor dreissig Jahren gehört, als es sich um Lehrstühle und Kliniken für Augenheilkunde und Gynäkologie handelte.

Ferner hat man uns gesagt, dass in der gesamten Hygiene noch viel zu vieles wandelbar und zu wenig feststehend sei, um ihr ein selbständiges Leben zuzuerkennen; dabei hat man aber die naheliegende Folgerung verschwiegen, dass wir bei der Forderung unbestrittener Sätze auch die halbe Physiologie und die ganze Therapie aus unsern Lektionskatalogen streichen müssten.

Schliesslich hat man uns sogar versichert, dass die Hygiene nur da ein selbständiges und blühendes Fach sein könne, wo auch ein Pettenkofer sei, es zu lehren. Diese Demütigung der Wissenschaft überhaupt und der akademischen Künstler insbesondere erscheint mir sehr unverdient, und ich sehe sie nur als einen Beweis dafür an, dass in einem vollgepfropften Gemache jedes neu hineingestellte Möbel unbequem wird.

Die ganze Opposition hat für uns den grossen Vorteil, uns weiter zu treiben und uns unsere Aufgabe klar zu stellen, und diese lautet: die Medizin muss auch eine soziale Wahrheit werden!

Es ist schön und weise, die ganz genaue Lokal-diagnose eines Gehirnleidens zu stellen; aber es erscheint nicht weniger weise, möglichst viele Gehirne vor dem Alkoholismus und vor dem Irrsinn zu bewahren. Die physiologische Optik ist ein glänzendes Gebiet; aber die Hygiene des Auges in Schule und Gewerbe ist nicht geringer. Wir bewundern den Chirurgen, welcher gelegentlich einen kranken Kehlkopf extirpiert und einen brauchbaren, neuen einsetzt; aber wir verlangen noch weit mehr nach Mitteln, die Kehlkopferkrankungen (die tuberkulösen wie die specifischen) bei Tausenden zu verhüten.

Die ganze Lehre von der Entzündung und der Tuberkulose, wie sie sich von Laennec bis Buhl entwickelt hat, ist äusserst interessant und des Schweisses der Edlen wert; aber die Prophylaxis der Lungenschwindsucht ist wahrhaft ebenso interessant, besonders für diejenigen, welche es just trifft.

Ich setze diese Reihe von Beispielen nicht fort, weil sie endlos ist, wie die Fragen, welche die Wissenschaft stellt, und wie die Antworten, welche die öffentliche Gesundheitspflege schuldig bleibt, oft aus Furchtsamkeit und Bequemlichkeit schuldig bleibt.

Tit.! So sehr unsere Zeit durch ihre geistigen und materiellen Verkehrsmittel demokratisch geworden ist, so ist dennoch die Fähigkeit, zu denken und dadurch zu beherrschen, für jeden ehrlichen Mann auf einzelne Gebiete beschränkt; wir alle leben in Worten und Begriffen weit mehr von der Ueberlieferung, als wir uns eingestehen mögen, und in keinem Gebiete sind diese Ueberlieferungen so stabil geblieben wie in den medizinischen



Anschaungen des Volkes. Für dieses ist die Medizin noch grossenteils ein transcendentes Gebiet; es betrachtet den Arzt als guten oder bösen Dämon, der von aussen stösst und der wieder weiter schweben darf, nachdem er sein Wunder gethan oder auch nicht gethan! Dem Arzte kann diese Rolle nur so lange erträglich sein, bis er in die absteigende Kurve seiner Praxis eintritt; vielem Volke aber ist es bequem, in kranken Tagen vom Arzte fordern zu können, was es selber in gesunden Tagen hätte thun sollen. Der Jammer einer ungewöhnlich hohen Jahresterblichkeit erregt in sehr zahlreichen Gemeinden nicht das mindeste Nachdenken, sondern bloss vermehrte Nachfrage nach Medikamenten und Geheimmitteln; es braucht die ganze Verzweiflung, welche hinter einer grossen Epidemie einhergeht, bis der Schmerz sich in eine rettende That umsetzt und ärztliche Fragen beim Volke mehr als Langeweile, bei den Behörden mehr als juridische Bedenken erregen.

Diese Zustände sind begreiflich, historisch begründet, aber nichtsdestoweniger krankhaft, und unter ihren Ursachen berühren uns Ärzte zunächst folgende:

Der Arzt hat stets noch zu wenig Föhlung mit den Naturwissenschaften und zu wenig Freude an denselben. Die Arbeiten der privaten wie der öffentlichen Gesundheitspflege gelten zu wenig — wie die Freiübungen im Turnhause; die einzelnen Kunststücke gelten zu viel, am Krankenbette wie am Turnfeste. Der Arzt hat noch zu wenig Föhlung mit dem Volksleben, betrachtet die Popularität als ein Vorrecht des Schwindlers und überlässt diesem widerstandslos die öffentliche Meinung; er schliesst sich ab, kapselt sich ein und erstaunt am Ende noch, wenn das Volk die Verachtung wieder mit Verachtung

vergilt. Und dennoch hat der Dichter Recht, wenn er sagt: „Den Menschen fürchtet nur, wer ihn nicht kennt!“

Wir schweizerische Ärzte haben ganz besonders die Verpflichtung, in den alltäglichen Lebensbedingungen dem Volksbewusstsein nahe zu treten; zunächst um des Volkes willen: denn wir achten und lieben es, und sodann um der Medizin willen: denn das Volk gewährt und versagt ihr die wissenschaftlichen Hilfsmittel und die thatsächliche Anerkennung.

Wir Ärzte müssen aktiv eine Tugend üben, welche wir sonst nur sehr passiv im Leben erlernen: die Resignation. Keiner darf sich als zu gut erachten, in Reih' und Glied, Mann für Mann, am grossen Werke der sozialen Medizin zu arbeiten; wir müssen selbst den Schein der Originalität, der Eitelkeit und der Rechthaberei meiden und als gute Bürger für unsere Wissenschaft immer und überall eintreten. Was hilft es, heute ein Original und morgen doch veraltet und übermorgen doch vergessen zu sein! Nur was wir im Dienste der Gesamtheit thun, hat bleibenden Wert.

In dieser Resignation des Individuums liegt die Macht so mancher Kirchen, welche trotz aller Sünden, die sie nebenbei in der Kulturgeschichte der Menschheit begehen, dennoch fortfahren, die Welt in ihrem Sinne zu gestalten.

Tit.! So lange, als die Rechtsbegriffe und die Glaubenssätze nicht in abstracto in der Welt herumlaufen, sondern an Fleisch und Blut der Menschen gebunden sind, ist die Anthropologie, die naturwissenschaftliche Auffassung des Lebens, die richtigste Philosophie; sie ist auch die barmherzigste, sie kennt kein Standrecht für Häretiker und kein Stabio für Parteigenossen. „Aller

Dinge Massstab ist der Mensch“, und der Mensch ist immer besser als sein System!

Möge auch die heutige, wie jede kommende Ärzteversammlung dazu dienen, das Bewusstsein zu stärken, dass wir Ärzte für die Stellung der Medizin und für das Wohl unseres Volkes persönlich verantwortlich sind!“

**Toast**, gehalten am Bankett der XXI. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Basel, 15. Mai 1880.

„Willst du in einem Menschenherzen — Rühren alle Saiten an, — So stimme du den Ton der Schmerzen — Und nicht den Ton der Freude an!“

So singt der Dichter und Maler des Menschenlebens, und dass er tausendmal Recht hat, das wissen wir Ärzte leider am besten. — Heute aber erfüllet Freude unser Herz; wir stehen wie auf Berges Höhen; wir begrüßen uns als Brüder, wir schauen gehobenen Geistes durch weite Räume und Zeiten und feiern die Alma mater schweizerischer Gelehrsamkeit, die uns heute zu sich eingeladen, die uns ihre Schätze gezeigt, die uns durch ihr Vorbild angespornt, durch ihre Leistungen auf unser Vaterland stolz gemacht hat.

An ihrer Wiege grüsste sie der wieder auferstandene Genius des klassischen Altertums und der gewaltige Geist einer neuen Zeit, der unter Gutenberg und hier unter Froben seinen Einzug hielt und die Welt zu bewegen bestimmt war.

Die junge Universität hat ihre Lehrer sofort verstanden, hat ihr Programm schon in ihr Wappen hineingeschrieben und das traditionelle Bild der herrschenden Theologie mit Flammen und Sternen umgeben, die weithin zu leuchten bestimmt waren, in deren hellem Glanz

auch die Medizin, die damals noch zu den „niedern Fakultäten“ gehörte, gross und schön geworden ist.

Hier hat der wilde Paracelsus seine siegreichen Waffen geschliffen, der kluge Wirtz seine Gedanken; hier ist der grosse Vesal die Bahn der objektiven Forschung gewandelt und hat nicht nur das von ihm zusammengestellte Skelett, sondern auch Spuren von seinem Geiste zurückgelassen. Hier haben ein Felix Plater, ein Caspar Bauhin den Ruhm des Naturforschers, des Anatomen und des aufopfernden Arztes zugleich erworben. Ihr Geist hat fortgewirkt in einer Reihe vortrefflicher Ärzte, und es hat sich auch zu unserer Zeit in der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, in der Medizin, in der Chirurgie und in der öffentlichen Gesundheitspflege gezeigt, dass derselbe noch lebt und in Basel zu Hause ist.

Wie habt Ihr das gemacht? Mit rastlosem Fleiss und mit der Zähigkeit, die bei Lehrenden und bei Lernenden ein Merkmal des Genies ist; Ihr habt es gemacht mit der Besonnenheit, die geistige und materielle Schätze sammelt und sichtet und beherrscht; Ihr habt es gemacht mit der Energie, die schon bei der Gründung der Universität erklärte: „dass man nichts Gutes aus Zaghaftigkeit unterlassen dürfe, und dass, wenn die Regierungen nicht Mut gehabt hätten, niemals eine namhafte Sache vorgenommen, noch zu Ende geführt worden wäre.“ Ihr habt den Wahlspruch: „Vivitur ingenio“ sehr ernsthaft genommen!

Darum bist du ein Vorbild für uns Ärzte und Bürger, alte jugendfrische Alma mater! Erfülle deine Mission treu und erfülle sie glücklich! Grundlegend hast du die alte Medizin betrieben, bahnbrechend wirst du auch ferner die neue, die physiologische und prophylaktische, be-

treiben! Wir sind bereit, dir nachzufolgen! Vivas, floreas, crescas!

**Toast**, gehalten am Bankett der XXII. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Zürich, 23. Oktober 1880.

„Der Gedanke ist im Menschen zu Haus' — Wie der Funke im Stein, — Von selber kommt er nicht heraus — Er will herausgeschlagen sein.“ (Rückert.)

So lautet § 1 im Reglemente der Weltgeschichte, so ruft uns der Genius unseres Jahrhunderts auch in unsere Versammlungen herein!

Mit dem würdigen ärztlichen Stilleben ist es gründlich vorbei; unsere Welt lebt auf dem Markte, wie die alten Griechen und Römer, und wird wie jene am Schwatzen und am Disputieren zu Grunde gehn! Die, welche arbeiten, reden nicht, und die, welche reden, arbeiten nicht, und so wird die öffentliche Meinung (in der Medizin!) sehr oft von den Allerunberufensten gemacht.

Aus dieser öffentlichen Meinung und dem Volksbewusstsein aber muss die Medizin verschwinden und zur einträglichen Kunst einzelner Bevorzugter werden, oder aber sie muss sich vor aller Welt legitimieren als eine Funktion der Wissenschaft und der Nächstenliebe: als sociale Medizin.

Dieser Gedanke ist zu Hause bei unsern Völkern, die, von der Sentimentalität zum Cynismus hin und her geworfen, Menschen suchen und Streitrosse finden, hausbackenes Brot verlangen und politischen Kohl bekommen. Wir Ärzte können diesen Gedanken herausschlagen; aber nicht ohne dass es Funken stöbe und auch der Stahl ernsthaft angegriffen würde. Der Gedanke einer sozialen

Medizin wird nicht verloren gehen, sondern so oder anders seinen Ausdruck finden; wir Ärzte aber werden verloren gehen, wenn wir ihn nicht verstehen, noch ergreifen wollen.

Tit.! Das Vaterland wird durch niemanden so sehr geschädigt und gefährdet als durch die Vaterlandsretter, und wir Ärzte, wir können noch an unsern Tugenden zu Grunde gehn. Wir sind grosse Künstler: darum bedrohen uns der Künstlerhochmut und die Unverträglichkeit; wir sind dann wieder sehr bescheiden: darum kapseln wir uns ein; „Discretion ist Ehrensache“ auch für uns: darum lassen wir unter dem „Secret médical“ Epidemien aufwachsen; wir sind gebildete Volksmänner und deshalb bei jeder edlen Gründung beteiligt; an den schreiendsten sanitären Übelständen und sozialen Notständen vorbei laufen wir allen neun Musen nach, eilen wir zur politischen Versammlung und zum kirchlichen Feste; kurz wir stellen überall unsern Mann, ausgenommen in der öffentlichen Medizin, bei welcher es für manche noch zum guten Tone gehört, stolz zu schweigen.

Missverstehen Sie mich nicht, Tit.! Ich anerkenne dankbar, was so viele von Ihnen: hervorragende akademische Lehrer, strebsame Praktiker und gewissenhafte Militärärzte in dem Gebiete der öffentlichen Medizin schon geleistet haben und noch leisten, ganz besonders auch im Kanton Zürich und in neuester Zeit; aber der Streiter für diesen gesunden Humanismus sind immer noch viel zu wenige, ihr Zusammenhang ist zu locker und ihre Führung zu schwach.

Tit.! Wir müssen unsern schönen Beruf auch bürgerlich zur Geltung bringen, unsere Vereine sind keine Zünfte, sondern Bürgerversammlungen; aus ihnen muss heraus-

geschlagen werden der Gedanke der Zusammengehörigkeit, der Eintracht im Dienste des Volkswohles, der Unterordnung des einzelnen vergänglichen Menschen unter die bleibenden höhern Zwecke — wie nenne ich diesen Gedanken mit einem Worte? Er heisst: ärztlicher Patriotismus; diesem sei unser Hoch gebracht!

**Toast**, gehalten am 5. schweizerischen Ärztetag in Bern,  
21. Mai 1881.

Der erste Toast gehört dem Vaterlande, das ist so Brauch und Sitte — nein, es ist mehr, es ist der Ausdruck des tiefinnerlichen Bewusstseins, dass ein einzelner Mensch eigentlich ein Unmensch ist, und dass sein Geist und sein Geld nur dadurch einen Wert bekommen, dass er mit seinem Volk in Verkehr tritt, und dass dieser Verkehr ein geordneter, vom Geiste der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe getragener ist.

Der verschwommenste Gefühlsmann und der zugeknöpfteste Verstandesmensch, sie verehren im Vaterlande die Macht, die sie zu Menschen erzogen und zu Bürgern erhoben hat; jedes mit Bewusstsein dargebrachte: „Hoch dem Vaterlande!“ bedeutet auch eine energische Abwehr gegen das Zurücksinken in die Barbarei und auf den ursprünglichen Standpunkt des philosophierenden Raubtieres.

Tit.! Wenn es einem nahegelegt ist, sein Vaterland nicht nur hochleben zu lassen, sondern auch „platonisch zu lieben“ (gestatten Sie mir unsern allerneuesten parlamentarischen Ausdruck!), so ist es der Arzt, in dessen Arbeitsfeld alle Farben der Konfessionen und der Parteien rasch verblassen und nur der naive Mensch zu

sehen ist; so ist es der Arzt, der an Lebensdauer und an Erwerb hinter vielen anderen zurücksteht.

Tit.! Wenn wir auf unsere bisherigen Versammlungen und Verhandlungen zurückblicken, so müssen wir uns sagen, dass wir noch wenig erreicht haben; aber wir dürfen uns auch sagen, dass wir gar nichts, was unsere materielle Stellung verbesserte, gesucht, sondern nur Gemeinnütziges angestrebt haben, und dieses Bewusstsein darf uns ermutigen, muss uns aktiv machen. Wir müssen zu unsern Grundsätzen stehen, bei unsern Patienten und in geselligen Kreisen, in der Presse und in den Behörden.

Wenn die Medizin zum Prügeljungen aller politischen Parteien und zur lustigen Figur der Ratssäle herabsinkt, so ist das ein schwerer Vorwurf für uns und ebenso für das Vaterland, welches niemals Weisheit ernten wird, wo es Sophistik gesäet hat.

Tit.! Wir können unsere Aufgabe, dem Vaterlande zu dienen, nur dann erfüllen, wenn wir sie in freundschaftlicher Eintracht lösen. Die Grundlage aller Freundschaft aber ist die Achtung. Hoch über allen Sprachidiomen, hoch über allen kantonalen und persönlichen Eigentümlichkeiten steht die Achtung vor dem Beruf und steht dies Vaterland, dem wir ihn weihen; ihm sei unser Herz und unser symbolischer Zuruf geweiht!

„Das Vaterland hoch!“

**Toast**, gehalten am Bankett der XXIV. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Olten, 29. Oktober 1881.

Die fröhliche Reihe der Tischreden eröffnet, wie gewohnt, der Unvermeidliche mit seinen unausweichlichen Variationen über soziale Medizin. Da wir aber selber



eine Societas medicorum sind, müssen Sie sich diese Einseitigkeit schon gefallen lassen! — In einem Menschenhirne finden niemals mehrere grosse Gedanken zugleich Raum. Wer auf der Rennbahn dieses Lebens sein Ziel erreichen will, der muss mit einem Gedanken fahren. Die grossen Omnibusse der Allerweltsbeglückter, die alle Künste und Wissenschaften in sich zusammenpferchen, bleiben doch gewöhnlich stecken, und sie erklären als ihr Reiseziel doch meistens nur den Ort, wo sie umgeworfen haben. Tit.! Wenn das Leben uns zermalmt, muss man jedem Splitter noch ansehen, dass er von einem Arzte stammt. Ohne diese Einseitigkeit ist keine Vielseitigkeit und ohne diese treue Beschränkung auf ein Ziel kein Erfolg möglich.

Und welcher Erfolg bildet das Glück des Arztes, welcher Misserfolg vernichtet ihn? Der Dichter sagt es geflügelt und negativ: „Weh' dem, der zum Sterben geht — Und Keinem Liebe geschenkt hat, — Dem Becher, der zu Scherben geht — Und keinen Durst'gen getränkt hat!“ (Rückert.)

Die Seele der praktischen Medizin und des gesunden Bürgertums ist die Liebe.

Die Liebe zur Wissenschaft ist's, die unser Studentenleben reich und fröhlich macht, die uns auf dem ermüdenden Wege der Praxis munter erhält, und die noch in vorgerückten Jahren, wenn wir selber den raschen Schritten der Wissenschaft nicht mehr folgen können, uns mit der Hoffnung auf bessere Nachfolger tröstet und erhebt.

Die Liebe zum Volke ist's, die unsere bürgerliche Stellung sichert, die uns vom Kurpfuscher unterscheidet, bei welchem alles nur noch „Kampf ums Dasein“ wird;

sie ist's, die uns vor Tausenden rechtfertigt, denen zwar der Massstab für Gelehrsamkeit und Technik fehlt, nicht aber das Verständnis für eine gemeinnützige Anwendung derselben.

Die Liebe zu unseren Kollegen ist's, die uns stark und glücklich macht. Wer nur gross ist unter denen, die ihn nicht beurteilen können, der ist gerichtet, und hätte ihm die Welt auch einen Lorbeer oder einen Geldsack gereicht!

Manchmal wird uns diese Liebe zum Kollegen sehr erschwert durch verschuldete und durch unverschuldete Missverständnisse; aber sie belebt sich wieder an der Achtung vor unserem erhabenen Berufe, sie belebt sich wieder auch in unseren Versammlungen, in welchen wir so manchen alten Freund begrüßen — und so manchen nie wieder finden. Vanitas vanitatis! „O lieb', so lang du lieben kannst“, o gieb, so lang du geben kannst! Erquicke den Kollegen, der verschmachtend am Wege liegt, und seinen Hinterlassenen bringe du den Gruss und die Hülfe treuer Berufsgenossen und feinführender Mitbürger, damit, wenn kommende Geschlechter bei besseren Institutionen ihre Ärztetage halten, die soziale Medizin eine Wahrheit und eine Macht sei durch die Liebe zur Wissenschaft, zum Volke und auch zu den Kollegen! Dieser treuen Liebe sei unser Hoch gebracht.

**Ärztliche Antworten auf politische Fragen.** Eröffnungsrede, gehalten an der XXVI. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Basel, 26. Mai 1883.

Ich habe die Ehre, Sie hier zu begrüßen und heisse Sie herzlich willkommen! Mit diesem Worte könnte ich

auch schliessen; denn was habe ich Ihnen zu sagen, was Sie nicht schon wüssten, und was Sie nicht selber besser sagen würden! Gestatten Sie mir, als Ihrem amtlichen Sprecher, dennoch einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des vergangenen Jahres und einige ärztliche Antworten auf politische Fragen.

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,  
So oft du kommst, er soll dir offen sein!“

so sprach Zeus zum Poeten, so grüsst die Alma mater uns Ärzte bei der heutigen Versammlung, so grüssen jeden Arzt auf dornenvollem Lebenswege die Wissenschaft und das vom Wissen erzogene Gewissen. Auf der Höhe einer akademischen Weltanschauung und einer durch vier Jahrhunderte tapfer und ruhmvoll geführten Kulturgeschichte ermahnt uns der Geist dieser Universität, ruhig in das Getriebe der Welt hinauszuschauen, im wilden Wechsel der Erscheinungen das Bleibende und im Wirbel der Leidenschaften das Treibende wahrzunehmen, uns zugleich als Ärzte und als Bürger zu fühlen und der Verantwortung zu gedenken, die auch uns gegenüber den kommenden Geschlechtern auferlegt ist.

Seit wir uns hier versammelten, hat die öffentliche Meinung unseres Vaterlandes scharfe Kritik an den Ärzten geübt, den Inhalt, die Form und die Methode der Medizin in Frage gestellt. Gestatten Sie mir darum einen leisen Versuch, das Volksleben, an welchem wir alle in so intensiver Weise teilnehmen, auch von diesem Standpunkt aus zu betrachten.

„Aller Dinge Massstab ist der Mensch“, und unser Standpunkt muss die Naturgeschichte des Menschen sein. „Bist du, der du dich rühmst zu sein?“ Welche von

deinen Tugenden sind eigentlich Laster und welche von deinen Lastern sind eigentlich Tugenden?

Die Mutter alles Guten ist die Arbeit, zuerst die Arbeit im Dienste des Individuums, dann diejenige im Dienste der Gesellschaft; die erste Tugend des Einzelnen und der Völker ist — wenn ich in Ermanglung eines bessern Wortes den paradoxen Ausdruck gebrauchen darf — der Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb, der vom Entstehen der Keimzelle bis zum Tode des Individuums die Atome zu Lust und Schmerz zusammenfügt, beim Kampf um Nahrung und um materiellen Besitz anfängt, zum Ringen nach Freiheit und wissenschaftlicher Erkenntnis fortschreitet und seine Vollendung im Glück des Wohlthuns erreicht.

Nehmen wir aus der menschlichen Gesellschaft die „*auri sacra fames*“ hinweg, so bekommen wir einen Indianerstamm, eine Herde von Tieren, die fröhlich sind, solange sie Weide haben, und laut aufbrüllen, wenn diese zu Ende ist. Jede höhere Entwicklung beruht auf dieser sehr prosaischen Grundlage, und wer sie gering schätzt, wer in Utopien oder irgend welchen Genossenschaften und Verbänden den Egoismus des persönlichen Strebens aufheben will, der begeht eine Versündigung gegen die Menschennatur. Der extreme Egoismus des Einzelnen, die vollständige Ablösung des Individuums von der menschlichen Gesellschaft muss zum Untergange desselben führen; der Egoismus der Familien und der Völker aber ist eine schaffende und erhaltende Macht.

Der Selbsterhaltungstrieb der Individuen und der Völker ist Arbeit und in dem Masse, als deren Produkte sich häufen und edler werden: Teilung der Arbeit. Wir

messen den Wert der Völker an ihren Eroberungen, an ihrem Reichtum, an ihrer Bildung und an ihrer Gesittung, d. h. an ihren Arbeitsleistungen.

Das einzige und grosse Laster, die buchstäbliche Erbsünde des Menschen, ist die sogenannte Gemütlichkeit, eigentlich Trägheit, die biedermännische Bummlerei! Kein Mensch thut mehr, als er eben muss; dieses Müssen kommt zunächst „durch Hunger und durch Liebe“ und wird erst durch Uebung zur Gewohnheit und zur Lebensform. Nur ausnahmsweise fühlt der Mensch einen absoluten Drang nach Wahrheit und hat er das unrentable Bedürfnis, sein Erz selber zu graben, zu schmelzen, zu scheiden und zu prägen; für gewöhnlich ist es bequemer und nützlicher, fertige Begriffe als geistige Wertzeichen und Münzen einzunehmen und auszugeben. Leider ist sogar ein grosser Verkehr in der Scheinwährung blosser Werte gebräuchlich. Wer das vergisst und an einen ruhelosen Forschungs- und Erkenntnistrieb der Menschen glaubt, der „wird gehauen!“

So muss der Darwin'sche Mensch, den sein Vaterland durch Vererbung und Auswahl erzeugt und mit nationalen Eigentümlichkeiten ausgestattet hat, sein Leben beständig erkämpfen, und seine Erfolge hängen von gegebenen und selbstgeschaffenen äussern Bedingungen ab.

„Alle Kultur geht vom Magen aus.“ Unter dem ökonomischen Gefrierpunkte hören Gesundheit und Arbeitskraft, Freiheit und Sittlichkeit auf, und es ist nicht Zufall, dass in allen Strafanstalten die Armen in höheren Prozenten vertreten sind als die Reichen. Die Blüte Nordamerikas, Englands und Frankreichs beruht zuletzt auf dem Bodenreichtum, auf dem mittelbar und unmittelbar reichlich gefüllten Brotkorbe dieser Völker, und der

Verfall der hochberühmten griechischen und römischen Kultur war wesentlich auch eine Folge der — von der Politik verschuldeten — materiellen Verarmung. Ohne die Voraussetzung einer gleich guten leiblichen Existenz kann kein Volk sich mit dem andern vergleichen, noch dessen Einrichtungen mit Erfolg nachahmen. Es ist ein Irrtum und ein Hohn zugleich, wenn wir dem Armen und Bedrängten, der sich an Kartoffeln, Cichorien und Branntwein zu Tode lebt, zumuten, sich mit idealen, kirchlichen oder politischen Fragen ernsthaft zu befassen. Der Hungernde ist überall ein Leibeigener.

Das charakteristische, in allen Zeiten wiederkehrende Krankheitssymptom der bürgerlichen Gesellschaft ist das Gaunertum, die grundsätzliche Verachtung der Arbeit, die Verneinung des Bestehenden, ohne Willen und ohne Kraft, etwas Besseres dafür zu schaffen. Es ist ein Zurück-sinken in die Barbarei der untersten sozialen Entwicklungsstufen, in welchen nicht der Fleissigste, sondern der Stärkste, nicht der Beste, sondern der Frechste herrscht; es ist das moderne Faustrecht. Der Umfang des Gaunertums ist das negative Mass der jeweiligen Kulturstufe, und seine Erscheinungsform wechselt nach dem vorhandenen Nährboden. In Griechenland und Sicilien ist es romantisches Räuberwesen, in den gebildeten Grossstädten Börsenschwindel, im Mittelstande führt es zum Kassendiebstahl und zum landesüblichen Selbstmorde, in den untern Volksschichten zum Stromertum, zum blauen Montag, zur erstaunten Armut.

Das sicherste und ergiebigste Arbeitsfeld für den intelligenteren Gauner bietet unstreitig die Medizin. Ihre Fragen sind nicht mehr so unverstanden wie im Mittelalter, sondern halb verstanden, was viel schlimmer ist,

und des Menschen Herz, „das trotzige und verzagte Ding“, ist immer dasselbe geblieben.

Insbesondere ist die Gedankenfabrik den meisten anständigen Leuten unbekannt und deren rationeller Betrieb ein noch unbestrittenes Monopol der Gauner. Die überwältigende Macht stetig wiederkehrender Worte, die zwingende Gewalt richtig ausgewählter Phantasiebilder, die Freude am Geheimnis, das epidemische Auftreten von Gefühlen und Stimmungen, der ebenso unzerstörbare wie leichtfertige Autoritätsglaube des „Herdentieres“: das sind Ketten, deren tausend souveräne Bürger spotten, ohne deshalb frei zu sein. Dass zwischen einer Ursache und einer Veranlassung, zwischen dem kausalen und dem bloss zeitlichen oder örtlichen Zusammenhang ein Unterschied besteht, dass die Quantitäten weit wichtiger werden als die Qualitäten: das wird nicht bloss vergessen, sondern nie gelernt. Dass eine Untersuchung mit subjektiven und objektiven Fehlerquellen zu rechnen hat, wird bei juristischen und bei technologischen Fragen zugegeben, bei nationalökonomischen und militärischen schon sehr bezweifelt und bei medizinischen als selbstverständlich verneint. Wir bauen Schulhäuser um die Wette und preisen die Bildung an jedem Feste, bestreiten aber doch der Arbeit, ganz besonders der stetigen, planmässigen, fachmännischen Arbeit jeglichen Wert. „Je gelehrter, desto verkehrter“ ist das Passwort, welches dem Gauner selbst die Tagespresse und die Ratssäle zugänglich macht. Wir haben das Glück, dass uns grosse Katastrophen, und das Unglück, dass uns grosse Ideen fehlen; darin liegt die jetzige Macht der Negation, der Beschimpfung und des allgemeinen Misstrauens, welche unser soziales Leben zu Grunde richtet, unsern Wohlstand und unsere Freiheit bedroht.

Gefühlvoll für die Tiere, hart gegen Menschen; teilnehmend für Verbrecher, roh gegenüber Verwaisten und Hülflösen; schwärmend für Pfuscher und Ignoranten, voll Hohn gegen den ehrlichen Arzt, verlangt die Begriffsverwirrung unserer Zeit: Gewerbeschulen, Ordnung des Lehrlingswesens, Prud'hommes, Offiziersexamen, Telegraphisten-, Förster-, Lokomotivführer-, ja — Heu- und Messer-Prüfungen, Garantien für Banknoten und für Edelmetalle; aber im gleichen Atemzuge verlangt sie auch Freigebung aller Kurpfuscherei und jeglichen Geheimmittelschwindels.

Unsere Völker sind eitel auf die grossartigen Erfindungen, welche Einzelne gemacht haben, und diese Eitelkeit macht denkfaul. Der Aberglaube ist heutzutage nicht kleiner als im „finstern“ Mittelalter, bloss anders gefärbt und weniger kirchlich.

Weil die Manchestertheorie sich für Industrie und Handel vielfach bewährte, hat man sie mit bequemer Gedankenlosigkeit gleich auf alle sozialen Verhältnisse übertragen und die unbarmherzigste Ausbeutung des Schwachen zu einem Staatsgrundsatz erhoben, bei welchem z. B. die schrankenlose Gewerbefreiheit der Kneipwirte mit dem Ruin der Gegenwart und mit der erblichen Belastung der Nachkommen bezahlt wird. Wir Ärzte sind es uns gewohnt, bei solchen Klagen ausgelacht zu werden, weil unsere unwissende Zeit über das furchtbare Naturgesetz der Vererbung ganz so frivol hinwegsieht, wie der französische Adel des vorigen Jahrhunderts über die damalige soziale Not hinwegsah. Wird die Katastrophe, der wir entgegentreiben, wirklich die einzige Ernte sein, welche niemand gesäet hat?

Die Lage der Medizin in der Schweiz ist keine aus-



nahmsweise, sondern nur ein Teil unseres gesamten Kulturbildes. Die Bilanz, wie sie nicht von Ärzten, sondern von unsern Staatsphilosophen und Journalisten für das Jahr 1882 festgestellt worden ist, bucht unter anderm folgendes:

1. Zunahme der Wirtshäuser;
2. Zunahme des Branntweinverbrauchs;
3. Zunahme der Vergehen und Verbrechen;
4. schlechte Volksernährung;
5. Darniederliegen des Handwerks;
6. Rückgang der Industrie;
7. Bedrängnis der Landwirtschaft;
8. als Folge davon: Auswanderung in noch nie dagewesenem Masse.

Wir Ärzte haben für dieses einzige Jahr unsererseits noch beizufügen:

1. Zunahme aller Formen des alkoholischen Irreseins;
2. Verwerfung von Wirtschaftsgesetzen zur Beschränkung des Branntweinverbrauches in den Kantonen Neuchâtel, Solothurn, Basel, Aargau und Schaffhausen;
3. Verwerfung eines Gesetzes über Lebensmittelkontrolle im Kanton Glarus;
4. wiederholte Verwerfung eines Gesetzes über öffentliche Gesundheitspflege im Kanton Appenzell A.-Rh.;
5. Rücknahme des Gesetzes über Fabrikation giftfreier Phosphorzündhölzchen durch die Bundesversammlung;
6. glänzende Verwerfung des eidgen. Epidemiengesetzes durch das gesamte Schweizervolk.

Wer die eine Reihe dieser Thatsachen kennen gelernt hat, begreift sofort auch die andere.

Dass unter solchen Verhältnissen „die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation erhalten und gefördert“ werde, ist wenigstens für Ärzte noch unverständlich. Wie sollten wir unsern sonst so liebenswürdigen und hochachtbaren Mitbürgern darob zürnen! Hat man uns nicht berauscht mit der Phrase von der „Majestät des Volkes“ und mit der Versicherung, dass ganz ausnahmsweise diese „Majestät“ eine unfehlbare sei, und dass sie ganz allein nicht auch gegen Schmeichler und Maitressen anzukämpfen habe. Unsere gegenwärtigen sozialen Zustände enthalten keine grosse Empfehlung für unsere Institutionen, wohl aber eine schwere Anklage gegen deren Handhabung.

Dass das Epidemiengesetz mit unerhörtem Glanze durchgefallen, daran sind auch wir Ärzte schuld; denn wir waren, wie so viele Fortschrittsmänner, schlechte Psychologen und haben uns durch feingebildete Doktrinäre verleiten lassen, ein ganzes System zu bringen, statt einzelner Brocken, wie das die Juristen in ihrem Obligationenrecht mit weiser Selbstbeschränkung gethan. Wir haben gemeint, für das Volk sei das Allerbeste gerade gut genug, dabei aber vergessen, dass nur die Neuenburger einen frischen Anschauungsunterricht genossen hatten,\*) alle andern aber mehr oder weniger auf ihre Phantasie angewiesen und von sonstigem Missbehagen erfüllt waren, welches, weil ein vielfach selbstverschuldetes, durch einen explosiven Akt am bequemsten gemildert, wenn auch keineswegs geheilt werden konnte.

\*) Pockenepidemie 1881—82. Neuenburg allein hat angenommen.

Die allgemeinen Forderungen des Epidemengesetzes: Anzeigepflicht, Isolierung, Evacuation, Desinfektion und öffentliche Unterstützung sind so selbstverständlich und in allen Kantonen schon so sehr eingebürgert, dass an deren einheitlicher Durchführung im Ernste gar nicht mehr gezweifelt werden kann. Neue Männer mit frischen Kräften müssen das Werk weiterführen und vollenden.

Dass die Schutz-Pockenimpfung in Misskredit gekommen, daran sind in erster Linie unsere Institutionen, ganz besonders die ohne technische und ohne ökonomische Unterstützung geforderten Militärimpfungen schuld, nicht minder aber auch wir Ärzte alle, die wir in zu weitgehender Gutmütigkeit alles impften und damit der Vaccination ganz unnötigerweise tausendfältiges Siechtum anrechnen und aufbürden liessen. Die Art, wie die Impfung gefallen ist: durch Behauptungen gänzlich Un- erfahrener, durch die Autorität von Leuten, die (mit seltenen Ausnahmen!) in ihrem eigenen Berufe ganz und gar keine Autorität erlangt haben, durch glatte Lügen und Karikaturen, schliesslich auch im Wahne, dem staunenden Europa zu zeigen, dass wir die Gescheidtesten seien — das ist, psychologisch betrachtet, sehr betrübend.

Wir Ärzte haben, so gut wir konnten, in allen Kantonen unsere Schuldigkeit gethan, sind für unsere Erfahrung und Überzeugung persönlich eingetreten; wir haben uns tapfer und mit Anstand geschlagen und gewärtigen ruhig das Urteil kommender Geschlechter.

Nebenbei hat auch Ihre Kommission einen Aufruf in 121,000 Exemplaren mit den Tagesblättern der deutschen Schweiz unter das Volk verteilt. Die gemachte Kassen- ausgabe ist ein bescheidenes Lösegeld für viele und schwere

Vorwürfe, die uns später treffen würden, wenn wir geschwiegen hätten.

Selbstverständlich ist damit unsere Aufgabe keineswegs abgethan. Unser ärztliches Gewissen ist noch zu empfindlich und unser Gemüt zu wenig mephistophelisch, als dass wir nun unser Volk beim Wort nehmen und zusehen, wie es mit den wahrhaftigen Pocken, die es abzuschaffen vergessen, fertig wird. Wir werden impfen wie bisher und alle neueren Hilfsmittel zur Beschaffung guter Vaccine, zur Desinfektion der Lancetten u. s. w. benützen, desgleichen unsere Klienten ermahnen, das zu thun, was wir selber für uns und unsere Familien nicht lassen möchten.

Wir müssen den zahlreichen Impffreunden gerecht zu werden trachten und nicht minder auch der Mehrzahl der Impfgegner, die sich bekanntlich nach den ersten Pockentodesfällen mit Ungestüm zur Impfung herbeidrängen. Da sind viele Söhne Voltaires, der 50 Jahre lang schrie: „écrasez l'infame!“ aber am Ende sich fragte: „Si je me trompe?“ — und beichtete!

Für unsern persönlichen Vorteil hätte uns nichts Besseres passieren können, als die Aufhebung des Impfobligatoriums. Auf Polizeibefehl impfen oder einen Kranken behandeln müssen, ist für den Arzt so unerbaulich, wie für den Pfarrer eine Taufe unter Assistenz des Landjägers. Wir Ärzte sind freier geworden, wir können jetzt die kränklichen, die erblich belasteten, die vernachlässigten und einem frühen Siechtum verfallenen Kinder ruhig zurückweisen und müssen die sehr hohe Mortalität des Kindesalters, wie sie in einzelnen Kantonen und Bezirken besteht, nicht mehr auf die Rechnung der Impfung setzen lassen. Anstatt die Prügeljungen des

Volksunwillens zu sein, werden wir unsere aufgeklärte und sentimentale Zeit auf ihre erbärmliche Kinderpflege, auf ihre rohe Behandlung der Frauen, auf die vielgestaltigen Vererbungen des Alkoholismus und auf die Folgen der gedankenlosen und armseligen Volksernährung aufmerksam machen und in alter Liebe, aber mit neuen Kräften das bedrängende Schicksal zu mildern und den Dünkel, der es verschuldet, zu mindern suchen.

Kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück, so finden wir: „Alles begreifen, heisst alles ertragen.“ Die Kulturgeschichte kennt keine so verworrene und unklare Zeit wie die unsrige. Die Völker sind überflutet von neuen Erfindungen und von den allerverschiedenartigsten Ideen, welche seit Jahrtausenden die Geister bewegen und jetzt durch die Capillar-Attraktion der Tagespresse in alle Gewebe der Gesellschaft eindringen. Die lexikalische Anhäufung des Allerverschiedenartigsten macht es erklärlich, warum viele Geschulte den Schwindlern noch leichter ins Netz laufen, als selbst die Ungebildeten; wir Ärzte wissen davon zu erzählen. Die tonangebenden Männer aber, welche unsere Gesetze schreiben und zu Gerichte sitzen, sie befinden sich in ihrer grossen Mehrzahl noch auf dem Boden der antiken klassischen Bildung und bestreiten den Naturwissenschaften jede soziale Bedeutung; sie sind auch in der Republik die Legitimisten im erbitterten Kampfe gegen die revolutionäre Naturwissenschaft.

In dieses Chaos Ordnung, in diese Gegensätze Versöhnung zu bringen, die Aufgabe zu erfüllen, welche im Altertum der Rechtsgelehrte, im Mittelalter der Priester allein gelöst hat, das ist für unsere Zeit ganz vorzugs-

weise der Naturwissenschaft möglich, der sozialen Anerkennung des Menschen, wie er leibt und lebt, mit seinem Hunger nach Brot und dem Heimweh nach dem Idealen, mit seinem rastlosen Fleiss und der gründlichen Faulheit. Wer die Geschichte unserer Zeit betrachtet, bekommt den Eindruck, dass die Stabileren und die Formulisten viel bessere Menschenkenner waren, als die Männer des Fortschritts, und dass sich diese sogar etwas darauf zu gute thun, in ihren Plänen Menschen vorauszusetzen, wie sie nicht sind.

Diese naturwissenschaftliche Lebensanschauung reicht über die philosophischen und politischen Systeme hinaus, sie hat durch Vermittlung der Technik unser ganzes soziales Leben, durch Vermittlung der sogenannten Geisteswissenschaften auch das persönliche Leben umgestaltet, die Erkenntnis vermehrt, Duldung und Barmherzigkeit gefördert und vor allem die unveräusserlichen *Menschenrechte* zur Anerkennung, wenn auch noch keineswegs zur Durchführung gebracht. Erinnern wir uns nur an die Kriminaljustiz, an die Irrenpflege, an das Spitalwesen und an die Pädagogik.

Gegenwärtig kämpft die Gesellschaft mit dem Individuum um die Anerkennung der unveräusserlichen *Menschenpflichten*, und es ist wieder die Naturwissenschaft, vor allem die Hygiene, welche Ordnung bringen wird. Für sie gehört das sittlich religiöse Leben und das bürgerliche Recht so gut zum Begriffe des Menschen wie das Atmen und das Essen, die Barmherzigkeit so gut wie der Erwerbstrieb. Die naturwissenschaftliche Weltanschauung verabscheut es, den Menschen heute zu vergöttern, um ihn dann morgen als Kanonenfutter und als Proletariat niedertreten zu lassen; sie gestattet nicht,

eine Abrechnung zwischen Lust- und Unlustgefühlen zu machen, sondern betrachtet das Menschenleben als eine Aufgabe, welche durch Arbeit gelöst werden muss, und die erhabene Moral, den Nächsten so zu behandeln wie sich selber, hat für sie die Bedeutung eines Naturgesetzes.

Die Naturwissenschaft empört sich gegen die Vivisektionen, welche man im Namen der Gewerbefreiheit mit ganzen Bevölkerungsklassen anstellt, und verlangt vom Staate nicht nur mehr Brot, sondern auch mehr Moral.

Darin liegt der Grund, warum es uns Ärzten vor vielen Andern schwer wird, in der Politik zu glauben, wo wir nichts sehen, und uns für irgend ein System zu begeistern, dessen Träger zu Grunde gehen. Wir müssen Empiriker bleiben und unsere Aufgabe konkret auffassen; wir dürfen nicht den unglücklichen Handwerker nachahmen, der heutzutage „Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie, durchaus studiert mit heissem Bemüh'n“ und dabei in seinem Berufe zurückgeht, nein! wir wollen grundsätzlich Ärzte sein und bleiben, wir wollen arbeiten zunächst am Krankenbette, bei der privaten und der öffentlichen Krankenpflege, dann bei der Schule, beim Armenwesen und der Waisenversorgung, bei der Volksernährung, beim Alkoholismus, kurz bei all' den sozialen Fragen, welche wir nicht am Schreibpulte, noch beim Bierglase studieren, sondern in ihrer grausamen Wirklichkeit jeden Tag zu fühlen bekommen.

Dazu müssen wir vor allem unser Vereinswesen ernst nehmen und dessen Kraft entwickeln zur Erreichung eines ausgiebigen hygieinischen Unterrichts, wenigstens an unsern höheren Schulen, zur Begründung einer rationellen

Epidemienpolizei und zur Rehabilitierung der wissenschaftlichen ärztlichen Arbeit.

Es ist für unser Vaterland nicht gleichgültig, ob seine 1500 Ärzte ihrem Beruf Ehre machen oder nicht. Wir können und wir wollen treue Ärzte und gute Bürger sein, Pioniere einer bessern Zeit!

**Toast** bei der XXVI. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Basel, 25. und 26. Mai 1883. (Nach Verwerfung des eidgenössischen Epidemien-Gesetzes.)

„Die Hoffnung, sie ist kein leerer, schmeichelnder Wahn, — Erzeugt im Gehirne der Thoren, — Im Herzen kündigt es laut sich an — Zu was Besserem sind wir geboren.“

Das war der Grundton unserer bisherigen Versammlungen. Besseres Medizinalwesen, bessere öffentliche und private Gesundheitspflege, vor allem bessere Vorsorge gegen Volkskrankheiten, das waren die Ideale, welchen wir nachstrebten, wir dürfen sie zeigen; wir waren, trotz aller Jahre und Erfahrungen, jugendliche Schwärmer für Volkswohl, und auf dem uns anvertrauten Grunde gedachten wir zu „bauen ein stattliches Haus“. Bei dieser Arbeit haben uns die edlen Frauen von Bern begrüßt und uns diesen Festpokal, das Sinnbild treu vereinter Kräfte, gereicht; bei dieser Arbeit haben unsere Kollegen von Basel in überschwänglicher Güte mich, als den Wortführer ihrer Bestrebungen, hier mit Gold und Ehren überschüttet. \*)

Heute liegt der Bau, den wir angefangen, in Trümmern. Der Strahl des Jupiter tonans hat am 30. Juli

\*) Sonderegger erhielt einen goldenen Pokal, den „Vorposten-Becher“.



1882 nicht in den Tempel des Bacchus, noch in den Tempel der Venus, sondern in das Haus des Hippokrates eingeschlagen. „Machtlos weicht der Arzt der Götterstärke, — Müssig sieht er seine Werke — Und bewundernd untergehn.“

Wir sind abgebrannt, aber wir sind nicht gestorben; wir kommen wieder, wir werden wieder bauen und das fester!

Wir werden bauen im Glauben an die Wissenschaft; sie ist viel zu gedankenreich und zu unerbittlich real, als dass sie sich auf die Dauer zu Boden schwatzen oder zu Tode schimpfen liesse. Man kann dem physiologischen Experimente, ja sogar der Anatomie den Krieg erklären; man kann die frivole Inspiration verherrlichen, den Schwindel und die Quacksalberei in allen Formen schützen; man kann die ganze ärztliche Wissenschaft als einen grossen Unsinn erklären: — sie bewegt sich dennoch! Bei der Freigebung der Praxis allerdings nur zu gunsten der Reichen und der Gebildeten, bei geordnetem Medizinalwesen aber im Dienste des gesamten Volkes. Wir werden wieder bauen im Glauben an unser Volk; denn es hat auf eine klar gestellte Frage noch immer eine klare und würdige Antwort gegeben. Wir sind ja nicht die einzigen Gescheidten in einer einfältigen Welt, und wenn wir trotz unserer bürgerlichen Freiheit nicht an der Spitze der sozialen Medizin marschieren, so werden wir wenigstens mitmarschieren. Wir werden wieder bauen auch im Glauben an uns selber. Noch sind wir nicht verbittert oder blasiert, noch ehren wir das wissenschaftliche Gewissen und die humane Auffassung unseres Berufes, und noch betrachten wir die Inkollegialität als einen wissenschaftlichen oder einen moralischen Defekt.

Und auch die Hoffnung darf uns nicht verlassen, die Hoffnung, dass wir uns rächen werden an der öffentlichen Meinung, indem wir den Anklägern der Medizin Achtung vor unserm Beruf und vor unserer Arbeit abringen und erlittenen Schimpf mit Hilfsbereitwilligkeit und alter Liebe vergelten! Auf der harten Bank der Erfahrung ist schon mancher Rausch ausgeschlafen worden, und auch der Jubel des 30. Juli wird seine Ernüchterung finden! Noch haben wir auf den Lehrstühlen und in der Praxis viele tapfere, für Wissenschaft und Volkwohl begeisterte Männer. Wir sind uns dessen wieder bewusst geworden beim Hinschiede des edlen Naturforschers Peter Merian, wie bei dem Verbleiben unseres hochverehrten Kollegen Socin.\*)

Die Kraft dieses Glaubens und dieser Hoffnung zeigt sich in der Geduld, in der Beharrlichkeit. Wer etwas rechtes will und weiss, was er will, der ist nicht umzubringen; er kann warten, kann sich drauf los stürzen, kann wieder warten, und er zürnt es der Kulturgeschichte nicht, dass sie nur in Zickzacklinien vorwärts schreitet. Die Schule hat Generationen gebraucht, um auf ihre jetzige Höhe zu kommen; am Obligationenrechte haben die gewiegtsten Juristen bei 30 Jahren gearbeitet, bis sie zu dem, jetzt selbstverständlichen, Ziele gelangten — und wir Ärzte sollten das Vorrecht haben, etwas Grosses im ersten Anlaufe zu erobern!

Darum: unsern Trotz dem Weltschmerz, unsere unwandelbare Liebe dem Volke, unser „Hoch dem Glauben, Hoch der Hoffnung und Hoch vor allem der Geduld“ im Dienste des Vaterlandes! Vaterland hoch!

---

\*) Socin hatte kurz zuvor einen Ruf ins Ausland abgelehnt. W.

**Ärztliche Antworten auf politische Fragen.** Eröffnungsrede, gehalten an der XXVIII. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Olten, 31. Mai 1884.

„Seien Sie herzlich begrüsst und willkommen geheissen hier in Olten, weil die alte Berna uns ihre neue Bürgerkrone, den neuen Inselspital, noch nicht zeigen kann; seien Sie begrüsst hier im Theatersaale, den uns ein ironisches Schicksal abermals angewiesen. An unsern Vereinstagen sitzen wir aber im Zuschauerraum; das ist der Reiz. Sonst stehen wir ja immer auf den Brettern, die die Welt nicht bloss bedeuten, sondern wirklich sind. Helf' uns Gott, wenn wir die Rolle, die wir spielen, nicht mit Leib und Seele selber sind. Wer nur um sein Honorar auftritt, ist nicht einmal ein guter Komödiant, geschweige ein guter Arzt.

Nun, so „sitzen wir gelassen da und möchten gern erstaunen.“ Es braucht wenig Phantasie, den Vorhang zu heben und unser Volk auf dieser Bühne zu sehen. Wir üben Kritik am historischen Drama unseres Vaterlandes und unseres Berufes; es ist glücklicherweise gegenwärtig keine Tragödie, sondern ein Familienschauspiel voll kleiner Intriguen, voll Zank und Eifersucht und dennoch, wenn es zu einer Katastrophe kommt, voll Liebe und Anhänglichkeit. Leider wird es stellenweise so gespielt, dass es, wider Willen, zum Gaudium der Ruhigen und zur Verzweiflung der Nervösen, zur Posse ausartet, zum echt humoristischen Volksstück, das uns unter Lachen Thränen auspresst und unter Thränen ein Lächeln abzwingt.

Spielen Sie nicht auch oft den Hamlet (auf schweizerdeutsch), dem es das Herz zerreisst, dass „etwas faul im

Staate Dänemark“, der aber „angekränkt von des Gedankens Blässe“ weder als Philosoph noch als Held Grosses leistet. Hören Sie ihn nicht, wie er der gefühlvollen Hygieia den Rat erteilt: „Geh' in ein Kloster!“

Warum auch die ewige Wiederholung dieses schmerz-zerrissenen, unentschlossenen Trauerspiels? Göthe giebt uns die Antwort:

„Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Haide,  
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,  
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide!“

Hat der grosse Denker damit „Vernunft und Wissenschaft — der Menschen allerhöchste Kraft“, hat er die induktive Abstraktion, die Mutter alles geistigen Lebens damit gemeint? Gewiss nicht! Sein Wort und der Kampf aller Zeiten gilt der hochmütigen, deduktiven Spekulation, dem vom realen Leben abgelösten System, das uns beherrscht, der Phrase, die uns erwürgt.

Der Anthropologe unserer Zeit fährt fort und sagt: auch diese schlechte Art der Spekulation ist uns angeerbt, wir sind mit ihr „hereditär belastet“. Gegen 6000 uns vorangegangene Generationen haben die Welt meist nur im Spiegel philosophischer und theologischer Systeme angeschaut, darum ist es uns fast gar nicht möglich, sie objektiv anzuschauen, naiv zu sein. Die einfachste und alltägliche Frage wird zunächst immer an einem Systeme gemessen. Jede Konfession und jede Partei wirft das der andern vor, macht es aber selber genau so. Auf diesem Wege sind wir in den Sumpf der allgemeinen Lüge hinein geraten und führen zweierlei Währungen: Grundsätze und Thaten, welche gar nicht zusammenpassen. Für ihr kirchliches oder politisches Bekenntnis

liessen sich, auch heute noch, Tausende totschiagen, — welche jeden für einen Verrückten ansehen würden, der mit demselben im Leben wirklich Ernst machen wollte. Tausende sprechen ihren Gegnern theoretisch alle Ehrlichkeit und alle Einsicht ab und anvertrauen ihnen dennoch Leib und Leben, Hab' und Gut.

Die Beachtung dieser Ideen, welche nach naturgeschichtlichem Erbrecht Besitz von uns genommen haben, wird uns gegenwärtig ganz besonders durch die Frage des Alkoholismus nahe gerückt. Von farbenblinden Systempolitikern wird die ungeheure Gefahr, welche durch die Säuferci über den Wohlstand und die Kraft der Nation hereinbricht, so nebenbei und anstandshalber zugegeben, thatsächlich aber über „viel wichtigeren“ politischen Fragen vollständig vernachlässigt; von dem gemeinen Bürger wird die verhängnisvolle Wirkung, die der Alkohol auf die gegenwärtige und auf die kommende Generation ausübt, erkannt und sehr gefürchtet; alle sind überzeugt, dass die Gelegenheit nicht nur Diebe, sondern auch Säufer macht — und dennoch gehen sie mit unendlicher Gelehrsamkeit und Philanthropie um die Forderung herum, die Wirtschaften zu beschränken und den Alkoholverkauf zu kontrollieren. Die Theorie der absoluten Gewerbefreiheit steckt so fest in unserm Gehirn, dass wir leichter mit derselben zu Grunde gehen, als dass wir sie abänderten und handgreiflichen Bedürfnissen anpassen.

Ein altes Sprichwort sagt: „Die Juristen regieren die Welt.“ Richtiger wäre es zu sagen, dass die Welt von ererbten philosophischen Ideen regiert wird, welche vielfach im Widerspruche stehen mit den Wahrnehmungen und Schlüssen der lebenden Geschlechter; richtiger wäre

es, auch von unserer jetzigen Politik zu sagen, was Haeser (Geschichte der Medizin I. pag. 728) vom XV. Jahrhundert sagt: „Von der Scholastik waren alle Gebiete des Lebens so vollständig durchdrungen, äusserlich so wohl geordnet und abgerundet, dass ihre innere Leere und Haltlosigkeit noch lange verborgen blieb.“

Noch weit anschaulicher wird uns die Thatsache der psychologischen Vererbung auf unserm eigenen Berufsgebiete. Lange Reihen von Geschlechtern — wir sprechen selbstverständlich nur von den hochstehenden Völkern, zu welchen wir selber gehören — lange Reihen von Geschlechtern sind erzogen für ihren Katechismus, für ihr Gesetzbuch und für ihren Geldbeutel. Nun tritt als neue, weltbewegende Macht die Naturwissenschaft auf: sie ändert Zeit und Raum, würfelt die Völker durcheinander, giebt dem materiellen Leben aller Volksklassen neue Formen, schafft neue Gesetze, begründet neuen Besitz und eine neue Nationalökonomie, erschüttert Kirchen wirklich und Religionen scheinbar, der Natur gegenüber gewährt sie dem Menschen eine Machtfülle, wie er sie noch niemals besessen hat, so weit seine Geschichte reicht — aber dazu hat es die Naturwissenschaft von ferne nicht gebracht, sich im Volksbewusstsein einzubürgern. Die Tiere werden, weil sie lebendiges Geld sind (*pecunia* von *pecus*), naturwissenschaftlich richtiger behandelt als früher, der Mensch aber anerkennt für sich und für sein Leben die Naturwissenschaften nur in soweit, als sie seine ererbten Rechtsbegriffe und philosophischen Anschauungen nicht stören. So kommt es, dass die Hygieine in den Vertretern der traditionellen Bildung die grundsätzlichen und mächtigsten Gegner findet, und dass wir unter dem lauten Proteste der

öffentlichen Gesundheitspflege fortfahren, aus Waisen und Armen, aus Arbeitern und Müssiggängern, aus Hungrigen und Säufern ein Proletariat heranzuziehen, welches für die theoretische Freiheit, die man ihm gewährt, praktische Rache nehmen wird und nehmen muss.

Nur die Vererbung alter Ideen macht es uns erklärlich, dass auch unser Volk sich viel mehr und lieber mit juristischen, theologischen und abstrakt-politischen als mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigt und diese, wenn sie je berührt werden, sofort mit dem politisch-spekulativen Massstabe ausmisst. Wir verwenden jährlich 20 Millionen gegen einen möglichen Feind, der mit Kanonen käme, aber keinen Rappen gegen den wirklichen, stationären Feind, der mit dem Auswanderungsbillet und mit der Totengräberschaufel arbeitet und Jahr um Jahr uns schwere Niederlagen bereitet.

Wir können sagen: je ärmer ein Mann, desto fester ist er an eine unverstandene Theorie und an ein unvermitteltes System gekettet, desto erbitterter gegen jede materielle und moralische, d. h. naturwissenschaftlich richtige Hülfe.

Die Arbeiterbevölkerung unserer Zeit, auch die schweizerische, ist so sehr zur Phrase geboren und erzogen, dass sie den gründlich demokratischen Gedanken der öffentlichen Gesundheitspflege gar nicht bemerkt und allzuoft die hungernde und frierende, nackte und taumelnde Jammergestalt eines Systems als Göttin der Freiheit verehrt.

Ist dieser hochfliegende Trieb der Menschen, die Neigung, „Sterne zu gucken und in den Graben zu fallen“, ein Zufall, eine Unart? Schon die lange Dauer und die Allgemeinheit der Erscheinung spricht dagegen, und wir

müssen sie als eine Funktion des Menschengestes selber anerkennen. Ich nenne diese Funktion Glaubensbedürfnis. So lange der Mensch nicht allwissend ist, muss er vieles glauben und von andern annehmen. Die ganze nationale Abstammung, die Ahnenreihe, ist für jeden viel massgebender als seine individuelle Entwicklung. Wer keine Autorität anerkennen will, der muss entweder die ganze menschliche Kulturgeschichte in seinem eigenen Gehirn und mit Bewusstsein wiederholen, oder er muss auf der Stufe eines Pfahlbauers stehen bleiben. Unsere Zeit hilft sich mit viel Phantasie und wenig Reflexion über dieses Dilemma hinweg: sie verleugnet ihr Erbteil und betrachtet ihr ganzes Vermögen als Selbsterwerb.

Für unsere Väter hat da, wo ihr Wissen aufhörte, die Autorität angefangen, und erst in letzter Instanz appellierten sie an den Kausalitätsbegriff, von dem Göthe so schön sagt: „Wer darf ihn nennen, — Und wer bekennen: Ich glaub' ihn. — Wer empfinden — Und sich unterwinden — Zu sagen: ich glaub' ihn nicht!“

Gegenwärtig meinen Viele in vollem Ernste, sie anerkennen keine Autorität mehr; wo ihr Privatwissen aufhört, sind sie gleich beim grossen Unbekannten angelangt: beim unausweichlichen Glauben; „naturam expellas furca, tamen usque recurret!“ Deshalb ist es ganz korrekt, dass der Mystizismus gegenwärtig seine Triumphe feiert und zwar auf allen Lebensgebieten, in der Gestalt der Lotterie, des Gründerswindels, der politischen Träume, der Heilsarmee u. s. w. — am allerfröhlichsten aber in der Medizin. Die Aufgeklärten spotten über die Legende, dass 5000 Mann von 5 Broten satt geworden seien, glauben aber in tiefer Andacht, dass 1 Mann von einem Millionstel Tropfen kuriert werde. „Im Namen der Freigeisterei



kam der Aberglaube“, sagt Haeser in der Geschichte der Medizin des XVI. Jahrhunderts. Unsere Zeit hat, sehr unpsychologisch, das Glaubensbedürfnis geleugnet, anstatt es zu erziehen. Jehova ist abgeschafft — aber der Apis muss her!

Wenn es ein Lebensgebiet giebt, in welchem die menschliche Anlage zu jeder Art von Spekulation, das Bedürfnis der Autorität und des Glaubens, sowie auch der unbesieglige Drang nach menschlich objektiver, d. h. sinnenfälliger Wahrheit eine Gestalt und geschichtliche Erscheinung gewonnen hat, so ist es die Medizin.

Die naturwissenschaftliche Medizin hat sich von Baco v. Verulam bis auf unsere Tage mit bewundernswertem Fleisse von der deduktiven Spekulation abgelöst und wieder zur Erfahrungswissenschaft emporgearbeitet; sie hat an die Grenze ihrer Erkenntnisse den Kant'schen Markstein gesetzt und ihn grundsätzlich respektiert; sie bemüht sich, rein induktiv vorzugehen, beim Naheliegenden anzufangen und nicht mehr zu behaupten, als sie weiss, d. h. durch Sinneserfahrungen wahrgenommen und aus denselben abstrahiert hat.

„Aller Dinge Masstab ist der Mensch“, und wo die naturwissenschaftliche Medizin aus ihren Laboratorien heraustritt, am Krankenbette, in der Schule, in der öffentlichen Gesundheitspflege, im ganzen Gedränge national-ökonomischer, sozialer und politischer Fragen, lautet ihre Forderung: „Hic Rhodus, hic salta!“

In einer Welt, die noch vielfach von ererbten Ideen und im Kultus des Unverstandenen lebt, erscheint die naturwissenschaftliche Lebensauffassung als erzprosaisch, für die hohe Politik revolutionär, für die Landesverwaltung

unverschämt. Die technischen Leistungen der Naturwissenschaften werden mit Freuden aufgenommen, die Konsequenz für das soziale Leben aber mit Erbitterung abgewiesen.

Diese Konsequenz ist der ernstgemeinte Humanismus, der sich mit dem ganzen lebendigen Menschen und nicht mit Systemen beschäftigt, der nicht hier die Seele rettet und den Leib verbrennt, dort den Leib für das Zuchthaus mästet und den Geist zur Tierseele hinabdrückt, der nicht mit kindischem Egoismus für sich selber glücklich zu sein meint, sondern der seinen Ausdruck und sein Leben nur im Gemeingefühle findet — und damit bei der Forderung eines wirklich christlichen Staates anlangt.

Wie die Hygieine den Sonntag, welchen die Kirche verloren, wieder zu erobern sucht, so ist sie auch bei allen andern sozialen Fragen die treue Bundesgenossin jeder idealen Macht, deren gute Werke sichtbar, und die treue Feindin jedes Systems, dessen gute Werke bloss hörbar, bloss Phrasen sind.

Ein Teil der geistigen Völkerschlacht, der Eroberung des alltäglichen Lebens für den naturwissenschaftlichen Humanismus, ist auch dem Corps der Ärzte anvertraut. Wir können das Recht der spekulativen Mächte, aber auch das Recht der groben materiellen Not verstehen, und anstatt mit denselben einen erfolglosen Krieg zu führen, können wir sie versöhnen; für diese winklig aufeinander stossenden Kräfte können wir eine nützliche Diagonale suchen. Wenn wir sie finden sollen, so geschieht es nur durch geduldigen Fleiss, durch ächt empirisches Zusammenfügen einer Arbeit an die andere. Wir müssen bei der öffentlichen Krankenpflege, bei der Ernährung der Armen, in der Waisenversorgung, im Schulwesen und in allen bürgerlichen Angelegenheiten, so

weit sie Verwaltungsfragen sind und das leibliche Wohlergehen oder die davon unzertrennliche öffentliche Moral betreffen, kurz in allen Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege handelnd eintreten. Wenn uns unser Volk und unser Beruf lieb sind, müssen wir aus unserm altgewohnten und beliebten Partikularismus hinaus und unter unsere Fahne treten. Wir können das thun, ohne unsere therapeutische Thätigkeit zu schädigen und ohne im mindesten Märtyrer zu werden, wenn wir nur alle jene Zeit und Kräfte hiezu verwenden, welche wir sonst den theoretischen Fragen der Kirche, der Jurisprudenz und der Parteipolitik widmen. Wir thun alle noch viel zu wenig und lassen uns hier durch bessere Laien beschämen, dort durch herzlose Formalisten beherrschen. Da schaut die wissenschaftliche Grösse vornehm auf das närrische Treiben der Welt herab; dort verbraucht der Praktiker in uneigennütziger Hingabe an seine Patienten sein Leben, ohne es an die Gesamtentwicklung der Gemeinde anzuschliessen; dort ist der Arzt sogar ein politischer Agitator, eine Kirchensäule oder ein Handelsmann geworden; ein braver Mann und doch meistens ein Ausreisser von seinem Corps, ein grosses Licht und doch ein Dilettant auf fremden Gebieten. Tit.! Wir denken hier an die Regel und verehren gleichwohl die Ausnahmen, welche einzelne unserer Berufsgenossen von ungewöhnlicher Begabung und mit ungewöhnlichem Erfolge machen! Wir müssen auch dankbar anerkennen, dass eine steigende Zahl von Ärzten ihre soziale Aufgabe wahrnimmt und redlich erfüllt; aber es sind immer noch nicht alle; unsere Reihen sind nicht geschlossen, und unsere Fahne ist nicht anerkannt, weil wir selber sie nicht gehörig anerkennen; die öffentliche Meinung unseres Vaterlandes behandelt uns als Flickschneider, nicht als Träger eines

sozialen Gedankens und giebt bei jedem Anlasse der Medizin den Rat: „Ophelia, geh' in ein Kloster!“

Tit.! Zur Strafe dafür, dass wir Ärzte allzu viel spekulative Politik getrieben haben, treibt man gegenwärtig Politik mit der Medizin. Wir hoffen es aber zu erleben, dass auch in unserem Vaterlande die Medizin als integrierender Bestandteil einer gesunden Realpolitik und einer nicht in der Phantasie, sondern im Leben bestehenden Demokratie werde.

**„Vox populi, vox Dei.“** Eröffnungsrede, gehalten an der XXX. Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Olten am 31. Oktober 1885.

Zum Schlusse der schweizerischen Versammlungen und Feste und in der ominösen Nähe des Allerseelentages sind wir wieder hier in Olten versammelt, entschlossen etwas zu leisten und eingedenk des Dichterwortes: „Der Mensch muss sterben, darum eilen.“ Es reicht der Freund dem Freunde die Hand; wir gedenken der lieben Kollegen, die zu kommen verhindert sind, und unser Schmerz um ihr Wegbleiben steht im umgekehrten Verhältnisse zur Grösse ihres Abhaltungsgrundes; wir feiern das Andenken so vieler treuer Mitarbeiter, die nie wiederkehren, weil sie zur ewigen Ruhe eingegangen sind; wir treten so vor die Ideale des Berufes und der Wissenschaft, denen unser Leben geweiht ist, insofern es überhaupt ein Leben heisst, und fragen uns: „Was haben wir gethan und was haben wir zu erwarten?“

Wir haben uns ehrlich und redlich gemüht im Kampfe nicht nur um unser Dasein, sondern noch mehr ums Dasein unserer Kranken; wir sind aber Partikularisten geblieben, deren verzettelte Bestrebungen sich zu keiner Standes-

leistung vereinigen und keine Wirkung im Volksleben erzielen konnten.

Zum grossen Glück für uns Ärzte und unser Vaterland ist die Cholera gnädig von uns fern geblieben, und ist das Staatsexamen über schweizerische Medizinalpolizei noch verschoben worden. In guten Zeiten lacht man die Ärzte aus für das, was sie verlangen, und in schlimmen Zeiten straft man sie für das, was man ihnen verweigert hat. So wird es auch ferner bleiben, bis wir und unser Volk gezwungen werden, unsere Sache besser zu machen. Freiwillig lernt der Mensch selten, gezwungen immer.

Die internationale Sanitätskonferenz, welche sich diesen Sommer zu Rom mit den Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege und der Vorkehrungen gegen Seuchen, zunächst gegen die Cholera, beschäftigt hat, und zu welcher der h. Bundesrat 2 Mitglieder Ihrer Ärztekommision delegierte, ist für uns Schweizer dadurch von hohem Werte geworden, dass die technischen Repräsentanten aller gebildeten Völker der Erde, trotz auseinander gehender Landesinteressen und oft sehr verschiedenartiger wissenschaftlicher Anschauungen, in ihren praktischen Forderungen der Epidemienpolizei auf dem Festland einstimmig waren. Dadurch sind wir mit allen unsern bisherigen Vorschlägen auf festen Boden gestellt und müssen dieselben nicht mehr als gut gemeinte Einfälle einzelner Ärzte zurückweisen lassen. Was die wissenschaftlich hervorragenden und insbesondere in Cholerafragen mit grosser persönlicher Erfahrung ausgerüsteten Medizinalbeamten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Indiens, Englands, Deutschlands, Österreichs, Frankreichs und Italiens einmütig erklären und verlangen, das lässt sich nicht einfach hinwegbehaupten; die Gebildeten und Barm-

herzigen werden es zu verwerten suchen; die Menschenverächter aber werden nach wie vor ihren Gläubigen empfehlen, auch die Choleraschutzmassregeln wieder vom ersten Anfang an durchzuprobieren und zwar am Volke selber, — um schliesslich inne zu werden, was die übrige Welt schon lange gewusst hat.

Wir haben unsern Behörden, ganz besonders den eidgen. Räten, unter allen Umständen sehr zu danken für die erleuchtete Menschenliebe und Energie, mit welcher sie sich um die Fragen des Epidemien-schutzes bemühen, und der Bundesrat hat, als im vorigen Jahre die Cholera näher rückte, mit Hintansetzung formaler Bedenken, alle Vorkehrungen angeordnet, welche die übrigen Kulturstaaten für nötig erachteten — und welche unser Volk noch vor 2 Jahren jubelnd „bachab“ geschickt hatte.

Wir können unsere Zeit weder verstehen, noch mit Seelenruhe in derselben leben, wenn wir nicht ab und zu Volkpsychologie studieren wollen. „Nil admirari“ sagt Horatius, „Nichts ungut nehmen“ sagt der Schweizer-Arzt. Wir wissen es am besten, welcher Reichtum von Fleiss und Ehrlichkeit, von Intelligenz und herzlicher Gutmütigkeit in unserm Volke wohnt; wir können die Künste beklagen, mit welchen es auch in sanitären Fragen zuweilen dazu gebracht wird, das zu thun, was es eigentlich nicht will, und das zu verleugnen, wonach es unablässig ringt; aber verbittert werden, können wir nicht; Schimpf mit Schimpf bezahlen, wollen wir nicht; resigniert zuschauen, dürfen wir nicht.

Wir Ärzte finden, trotz allerlei Schnödigkeiten, welche unserm Berufe beschieden sind, viel Vertrauen und Liebe und leben auf freundschaftlichem Fusse mit unsern Patienten; die treuen rühren uns durch ihr Vertrauen, und die

untreuen erfreuen uns durch ihre Desertion; insbesondere stehen wir in nahen Beziehungen zu den Armen, zu den Schwerkranken und zu den Gebildeten aller Lebensstellungen; bei einer oft tonangebenden Minderheit aber sind wir in Acht und Bann. Diese Leute verteidigen den Schnapsbrenner, den Geheimmittelschwindler, den Salutisten; „denn sie meinen es ja gut“, und verurteilen die Ärzte; „denn sie können es nicht gut meinen“. Das ist die Stimme, welche zu den alten Pestzeiten und in ganz neuen Cholera-Epidemien die Ärzte als Vergifter anklagt und mit dem Tode bedroht. Diese Stimmung ist für einen gewissen Bildungsgrad gesetzmässig.

Ich habe bei Anlass der Epidemiengesetz-Versammlungen erlebt, dass eine ganz ansehnliche Gruppe von Familienvätern den nun verstorbenen alten Kollegen *Seitz*, der seit Jahr und Tag ihr Hausarzt gewesen und sie mit grösster Aufopferung und sprichwörtlich gewordener Uneigennützigkeit behandelt hatte, einfach niederschrien und ihm das Wort abschnitten, als er das Gesetz zu empfehlen anfang; auch ausserdem habe ich die Erfahrung immer wieder gemacht, dass der Arzt gesucht, sein Beruf aber weder verstanden noch geschätzt wird. Das ist auch der Grund, warum Ihre Ärztekommision, nicht *obschon*, sondern *weil* sie der Alkoholvorlage warm zugethan war, und sie als eine rettende That betrachtete, sich wohl hütete, öffentlich für dieselbe einzutreten.

Unsere öffentliche Meinung ist stellenweise und vorübergehend an eine kleine Minderheit verpachtet, welche das *Sacrificium intellecti* in einem Umfange verlangt, wie es niemals eine Kirche verlangt hätte, und die nicht mit Gründen, sondern mit Kommandorufen regiert. Aber haben denn im dreissigjährigen Krieg, haben zu Kappel

und zu Villmergen die tapfern Männer auch genau gewusst, warum sie sich totschiessen; weiss es der Soldat irgend einer Armee; bewegt er sich nicht auf Kommando, und ist dieses auch immer die Ueberzeugung dessen, der es ausgiebt? Der Feldzugsplan des Höchstkommmandierenden ist der Menschheit unbekannt. „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.“ Wenn wir Ärzte aber geschoben werden, müssen wir wenigstens ein bischen liebenswürdig bleiben und vor allem: tapfer sein; nicht „himmelhochjauchzend, noch zum Tode betrübt“, sondern allezeit besonnen wie Naturforscher.

Es ist auch bei den Bäumen der Demagogie dafür gesorgt, dass sie nicht in den Himmel wachsen, zumal sie immer nur blühen und niemals Früchte tragen. Dieses System, eine Republik ohne Republikaner zu führen, verachtet grundsätzlich jede geistige Arbeit und behandelt auch die Handarbeit als ein Übel, welches möglichst einzuschränken sei. Die Vorliebe für alle Charlatanerie und für allen Schwindel, d. h. der Glaube an einen Erfolg ohne Arbeit, an Rechte ohne Pflichten, zieht sich durch alle Akte dieser Politik, ob sie nun Freiheit für den Quaksalber oder für den Branntweinbrenner verlangt.

Tit.! Wir empfinden es als ein grosses Glück, dass die logisch und moralisch unklare, rein anarchistische Auffassung, welche die Zügellosigkeit des Einzelnen und die Rechtlosigkeit der staatlichen Gesellschaft als republikanische Freiheit proklamiert und die Massen- und Rassenverschlechterung als ein unveräusserliches Menschenrecht behandelt, bei der Alkohol-Abstimmung mit unterlegen ist; wir sind stolz darauf, dass wir Schweizer, obschon nachgerade die drittgrössten Branntweintrinker Europas,



doch noch die Kraft haben, auf der abschüssigen Bahn freiwillig umzukehren.

Vox populi, vox Dei. Wir werden Zeit und Arbeit und Geduld brauchen, die Ziele zu erreichen, nach welchen Zschokke und Jeremias Gotthelf, nach welchen unsere gemeinnützigen Gesellschaften und unsere Bundesversammlung so ernst und mutig strebten, und insbesondere uns Ärzten wird die Aufgabe zufallen, mit erneuter Kraft und zäher Beharrlichkeit, jeder in seiner Gemeinde und in seinem Kantone, alles zu thun, was unsere Volksernährung verbessern und das gesundheitliche Wohl des Landes fördern kann. Die Medizin ist nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern ebenso sehr auch Sozialismus, sie ist für uns ein integrierender Teil der republikanischen Politik: Einer für alle, alle für einen. Die Medizin ist genau das, was die Ärzte aus ihr machen, und ihre Zukunft hängt von dem Wissen und Können, von dem Patriotismus und der Ausdauer der Ärzte ab. Bessere Zeiten heisst: bessere Menschen. Wir wollen nicht die besseren Zeiten, welche die Männer der Freigebung unserm Geschäft und unserm Geldbeutel zu bereiten bestrebt sind, sondern bessere Zeiten für die Volksgesundheitspflege und für die physiologischen Vorkehrungen gegen das soziale Elend; wir müssen uns rechtfertigen und ausweisen als treue Freunde unserer Wissenschaft und unseres Volkes. Stehen wir fest zu unserer Überzeugung und zu unserem Berufe! Die Wahrheit ist noch niemals zu Grunde gegangen, und in der Medizin ist Wahrheit!